Nr. 169 Sonnabend, den 23. Juli 1904 Jahrg. 11.

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt" einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die **Leipziger Volkszeitung** erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Wie weit ist das Kommunistische Manifest veraltet?*

Von K. Kautsky.

I.

Bald sechzig Jahre sind seit der Abfassung des Kommunistischen Manifestes verflossen, sechzig Jahre einer Produktionsweise, die mehr als jede vor ihr in ständiger Umwälzung des Alten, in stetem Hasten und Jagen nach Neuem besteht; sechzig Jahre völliger politischer und sozialer Revolutionierung nicht nur Europas, sondern des gesamten Erdballs. Diese sechs Jahrzehnte konnten auch am Kommunistischen Manifest nicht spurlos vorübergehen. Je richtiger es seine Zeit erfaßt und je mehr es ihr entsprochen hatte, um so mehr mußte es in manchen Punkten veralten und zu einem historischen Dokument werden, das Zeugnis für seine Zeit abgibt, aber nicht mehr bestimmend sein kann für die Gegenwart.

Aber wohlgemerkt, das gilt nur für manche Punkte, für solche, wo der praktische Politiker zu den Zeitgenossen spricht. Nichts wäre irriger, als das ganze Kommunistische Manifest zu einem historischen Dokument zu stempeln. Im Gegenteil. Die Grundsätze, die es entwickelt, die Methode, zu der es uns anleitet, die Charakterisierung der heutigen Produktionsweise, die es in knappen Strichen gibt, gelten heute mehr denn je. Die ganze tatsächliche Entwickelung ebenso wie die ganze theoretische Forschung der Zeit seit der Abfassung des Kommunistischen Manifestes sind nichts als eine ununterbrochene Reihe von Bekräftigungen seiner grundlegenden Auffassungen. Niemals war der Satz allgemeiner anerkannt, daß die Geschichte aller bisherigen (zivilisierten) Gesellschaft die Geschichte von Klassenkämpfen sei, und und nie lag es deutlicher zu Tage, daß die große Triebkraft unsrer Zeit der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat ist.

Aber der Proletarier und auch der Bourgeois sind heute nicht mehr ganz dieselben, die sie vor sechs Jahrzehnten waren. So scharf und richtig sie das Manifest zeichnete, und so sehr diese Zeichnung auch heute noch die glänzendste und tiefstgehende Darstellung dieser beiden Klassen in so engem Rahmen bildet, so trifft sie doch in manchen Punkten nicht mehr zu.

Zur Zeit, wo das Kommunistische Manifest erschien, war noch das hervorstechendste Charakteristikum des Proletariers seine Degradation, das Sinken seines Lohnes, die Verlängerung seiner Arbeitszeit, sein physisches, oft auch moralisches und intellektuelles Verkommen, kurz, sein Elend. Von den drei großen Klassen, welche die Masse des Volkes bildeten, Bauern, Kleinbürger und Lohnarbeiter, standen diese in jeder Beziehung am tiefsten. Arm, gedrückt, hilflos, an Zahl und ökonomischer Bedeutung (außer in England) hinter den beiden andern Klassen zurückstehend, waren sie für die meisten uninteressierten Beobachter nur ein Objekt des Mitleids. Es bedurfte des ganzen ökonomischen und historischen Wissens und der ganzen Denkkraft eines Marx und Engels, um im Klassenkampf des Proletariats die stärkste Triebkraft in der sozialen Entwicklung der kommenden Jahrzehnte zu entdecken, damals, wo die Nachfolger der großen Utopisten das Proletariat noch als hilflose Masse betrachteten, der nur von den oberen Klassen Hilfe kommen können, und die Revolutionäre alles vom „Volk" erwarteten, das ist, im wesentlichen, von Kleinbürgern und Bauern, deren Anhängsel eine Masse geistig, gesellschaftlich, vielfach auch ökonomisch von ihnen abhängiger Lohnarbeiter war.

Ganz anders steht das Proletariat heute da. Wohl unterliegt es noch denselben verelendenden Einwirkungen des Kapitals, wie vor sechzig Jahren; wohl strebt das Kapital auch heute noch danach, die Löhne zu drücken, die Arbeitsstunden zu verlängern, den Arbeiter durch die Maschine, den arbeitenden Mann durch Weib und Kind zu verdrängen und das Proletariat auf diese Weisen zu degradieren. Aber immer mächtiger wächst „auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse" (Marx im Kapital). Immer stärker setzt der Widerstand des Poletariats ein, eine seiner Schichten nach der anderen weiß die degradierenden Wirkungen des Kapitalismus zu überwinden.

Ganz anders Kleinbürgertum und Kleinbauernschaft. Während seit Jahrzehnten wachsende Mengen von Proletariern ihre Arbeitszeit immer mehr verkürzen, ihre Löhne erhöhen, bleibt die Arbeitszeit der Handwerker und Kleinbauern stets gleich lang, bis an die Grenzen der physischen Leistungsfähigkeit ausgedehnt, während zugleich die Intensität ihrer Arbeit wächst. Und immer mehr nähert sich die Lebenshaltung der Handwerker, Kleinhändler und Kleinbauern dem Existenzminimum. Anderseits, wenn in der Großindustrie die Arbeiterklasse für die Frauen- und Kinderarbeit immer stärkere Schranken, immer größeren Schutz zu erringen weiß, werden Handwerker und Kleinbauern immer mehr angewiesen auf die weitestgehende Ausbeutung eigener wie fremder Frauen und Kinder.

Hand in Hand mit dieser ökonomischen Umwandlung geht eine intellektuelle und politische. Der Kleinbürger überragte vor hundert Jahren noch weit alle andern Klassen der eigentlichen Volksmasse an Intelligenz, Selbstvertrauen, Kühnheit. Heute ist er das Prototyp der Beschränktheit, Knechtseligkeit und Feigheit geworden, während das Proletariat jene Tugenden aufs kraftvollste entfaltet. Vor hundert Jahren, ja noch vor fünfzig Jahren bildete auch noch das Kleinbürgertum den Kern der demokratischen Opposition, des bürgerlichen Radikalismus, der den Schlössern, Thronen und Altären den Krieg erklärte und Frieden den Hütten. Heute ist das Kleinbürgertum zur Kerntruppe der Reaktion geworden, zur Garde der Schlösser, Altäre und Throne, von denen es die Errettung aus dem Elend erhofft, in das es die ökonomische Entwicklung gestürzt hat.

Und ähnlich ist es mit der Bauernschaft gegangen.

Es gilt in der Volksmasse nur noch eine Klasse, die mit aller Kraft sich für den sozialen Fortschritt einsetzt: das Proletariat.

Aber zum Glück für die gesellschaftliche Entwicklung sind alle diese Veränderungen auch von einer völligen Verschiebung im Verhältnis der Kräfte begleitet. Zur Zeit, wo das kommunistische Manifest abgefaßt wurde, lebte noch die große Mehrheit der Bevölkerung (in Frankreich und Deutschland 70—80 Prozent) auf dem flachen Lande. Und in den Städten dominierte das Kleinbürgertum. Heute hat in allen industriell entwickelten Staaten Europas die städtische Bevölkerung die Mehrheit, und in den Städten überwiegt das Proletariat. Noch mehr als sein Anteil an der Bevölkerungszahl ist aber seine ökonomische Bedeutung gewachsen. Vor hundert Jahren diente noch die kapitalistische Industrie vornehmlich dem Luxus, namentlich auf dem Festlande Europas, der Produktion von Seidenstoffen, Teppichen, Porzellan, Papier ꝛc. Noch vor sechzig Jahren Jahren beruhte das ökonomische Leben vornehmlich auf dem Handwerk und der bäuerlichen Wirtschaft. Heute hängt die ökonomische Bedeutung und der Reichtum eines Landes in erster Linie von seiner kapitalistischen Großindustrie ab, die nicht mehr dem Luxus, sondern dem Massenkonsum dient und Unentbehrliches produziert. Ein moderner Staat kann ohne Bauern und Handwerker existieren, wie England zeigt. Er kann aber nicht existieren ohne Großindustrie und die ihr entsprechenden Verkehrsmittel. Man kann nicht mehr mit dem Manifeste sagen: „Der Arbeiter wird zum

* Die vorliegenden Ausführungen wurden infolge einer Aufforderung polnischer Genossen als Vorrede zur neuen polnischen Ausgabe des Kommunistischen Manifests verfaßt und sind also zuerst in polnischer Sprache erschienen. K. Kautsky.

Feuilleton.

2]

Das Haus an der Veronabrücke.

Novelle von Friedrich Halm.

Nach zwei Jahren solcher Lebensweise verriet endlich die zum Schatten abgemagerte Gestalt, die unheimliche Glut der tief eingesunkenen Augen, die Fieberröte der hohlen Wangen nur zu deutlich, daß der Körper der nie ruhenden Folterqual der Seele erliege. Gleichwohl wies sie alle ärztliche Hilfe zurück und setzte das Tagewerk ihrer Buße fort, ja sie schien sich ihrer zunehmenden Schwäche in demselben Maße zu freuen, als die um das Leben der Mutter besorgte Ambrosia darüber verzweifelnd sich abhärmte. In ihrem kindlichen Angstgefühl hatte diese letztere, um der Mutter näher zu sein, längst ihre Schlafstätte aus dem oberen Stockwerke in das Erdgeschoß zu verlegen gewußt, und eines Tages, als sie eben bekümmert, weil die Mutter den Tag über sich matter und hinfälliger als sonst gezeigt hatte, ihr Nachtgebet verrichtend auf den Knien lag, scholl ein gellender Schrei aus dem Schlafgemache der Kranken zu ihr herüber. Entsetzt und halb besinnungslos emporfahrend flog sie die Hausflur entlang, auf jenes Gemach zu, dessen Türe, obgleich verschlossen, dem Andrange ihrer jugendlichen Kraft nachgab, und sie bei dem Scheine einer verglimmenden Nachtlampe die Mutter in dem holzgetäfelten Gemache an der Schwelle der halbgeöffneten geheimen Wandtüre bewußtlos auf dem Estrich hingestreckt erblicken ließ. Als Ambrosia jedoch erschrocken zu ihr sich niederbeugte, und sie nach Hilfe rufend in die Arme faßte, kehrte die Bewußtlose alsbald ins Leben zurück und: „Stille, stille!" sagte sie, indem halb wahnsinniges Lächeln um ihre Lippen spielte, „niemand darf wissen, daß Carlo hier war! Morgen kommt er mich abholen! Stille, stille!" und damit sich emporrichtend, wankte sie auf die geheime Türe zu, drückte sie wieder ins Schloß und ließ sich dann von der Tochter nach ihrem Lager geleiten. Zur Ruhe gebracht, hieß sie Ambrosia auf ihrem Bette sich hinsetzen und zog nach Jahren zum ersten Male die in Tränen zerfließende Tochter wieder liebkosend und zärtlich umschlingend in die Arme. Nun sei der Fluch von ihr genommen, sagte sie, nun dürfe sie alles wissen, was sie verschuldet, wie sie gebüßt. Und nun wie zwei Liebende Wange an Wange gelehnt, erzählte sie Ambrosien, was ihr bisher verborgen geblieben, wie es mit dem geheimen Gange, mit Carlos Flucht sich verhalte. In diesen Gesprächen brachten sie die Nacht hin; gegen Morgen hieß die Kranke die seit Jahren verschlossenen Fensterläden öffnen und freute sich des Sonnenscheins, der auf dem Estrich spielte. So ging ihr, stündlich schwächer werdend, aber ruhig und der Schimmer himmlischen Friedens über ihr Antlitz verbreitet, bald wie im Schlummer hinliegend, bald Liebesworte mit der Tochter wechselnd, der Tag hin. Mit dem Einbruche der Nacht betete sie lange inbrünstig und ermahnte die Tochter eindringlich, immer Recht zu tun, welche Opfer es ihr auch koste und was auch daraus werden möge! Als aber die Mitternacht heranrückte, ward sie unruhig, fragte nach der Uhr, horchte nach dem Gemach hin, plötzlich aber rief sie, mit strahlendem Antlitz und leuchtenden Augen sich aufrichtend: „Da ist er! Ich komme, ich komme!" und sank selig lächelnd und selig entschlafend zurück.

Der Tod ihrer Mutter war für die nun ganz verwaiste Ambrosia ein schwerer Verlust. Wenn schon die tiefe Stille, die dumpfe Trauer, unter deren Druck die frisch heranblühende Jungfrau gerade die ersten Frühlingsjahre ihres Lebens in dem finsteren stummen Hause an der Veronabrücke zubrachte, einen grauen Schleier über ihre Jugend geworfen hatte, so mußte dieser neue herbe Schlag das letzte frohe Aufwallen jugendlicher Gefühle in Ambrosias Herzen ersticken. Dafür hatten ihr diese trüben, bangen Jahre andre reiche Früchte getragen: Geduld und Selbstverleugnung, und ein fester, leidensstarker Wille waren in ihr herangereift; ihr heller, klarer Verstand, nicht eitlem Traum und vergänglichem Flittertand, sondern notgedrungen dem Ernst des Lebens zugewandt, hatte sie letzteres frühzeitig als Arbeit, nicht als kindisches Spiel begreifen, hatte sie Pflichten erkennen und erfüllen gelehrt, und als nur erst die allmächtige Zeit Balsam in die frische Wunde ihres Herzens geträufelt hatte, so zeigte sich alsbald, zwar nicht fröhlicher Mutwille und jugendliche Schalkhaftigkeit, aber so innige Anmut, so heiterer Ernst und solche jungfräuliche Würde über das achtzehnjährige Mädchen ausgebreitet, daß der siegende Eindruck ihres geistigen Wesens den ihrer blendenden Schönheit noch bei weitem übertraf. Ambrosia bedurfte auch dieser Seelenstärke und Geisteshoheit, um der Ungunst der Verhältnisse, die auf sie einstürmten, die Stirne bieten zu können; denn nicht bloß das Gefühl ihrer Verlassenheit und der Trauer um ihre lieben Toten, auch die Sorge für die Erhaltung des geringen Nachlasses ihrer Eltern, den verwickelte, noch vom Vater her ererbte Rechtsstreite und ungeduldig mahnende Gläubiger zu verschlingen drohten, und tausend kleine, aber darum

Pauper, er sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab."

So steht das Proletariat heute ganz anders da, als vor sechzig Jahren. Aber freilich, man muß die Dinge in seinem Kopfe ganz eigenartig spiegeln, wenn man zu erkennen glaubt, daß infolge dieser Aenderungen der Gegensatz des Proletariats zum Kapital sich gemildert hat. Im Gegenteil. Auf der einen Seite stehen dem Proletariat im ganzen und großen ebenso, wie jeder andern Klasse, heute mehr Kulturgüter zu Gebote, als in früheren Jahrhunderten, oder auch Jahrzehnten. Ganz spurlos ist die enorme Zunahme der Produktivkräfte, die der Kapitalismus entfesselt hat, nicht an ihm vorübergegangen. Anderseits kann man auch von einer Hebung der Lage vieler proletarischer Schichten sprechen, wenn man sie vergleicht mit der Lage des Kleinbürgertums und der Kleinbauernschaft, aber sie bleibt zurück hinter dem Wachstum der gesellschaftlichen Produktivkräfte, die das Kapital sich aneignet und zu seinem Vorteil ausbeutet. Verglichen mit der Lebenshaltung der Kapitalistenklasse und mit der Akkumulation von Kapital verschlechtert sich die Lage des Proletariats, sein Anteil an den Produkten seiner Arbeit vermindert sich immer mehr und seine Ausbeutung steigt. Und jeden Fortschritt, den es trotz alledem errungen, hat es nur im Kampfe gegen das Kapital erobern können, und nur im steten Kampfe dagegen kann es ihn behaupten. So wird nicht nur seine Degradation, sondern auch seine Erhebung aus ihr, werden nicht nur seine Niederlagen, sondern auch seine Siege Quellen steter und fortschreitender Erbitterung gegen die feindliche Klasse. Die Formen des Kampfes wechseln und werden immer höhere, aus vereinzelten Akten wilder Verzweiflung werden planmäßige Aktionen großer Organisationen — die Gegensätze bleiben und werden immer schroffer.

Aber wie das Proletariat, hat sich auch die industrielle Bourgeoisie in den letzten sechzig Jahren gewandelt. Als das Kommunistische Manifest erstand, hatte sie gerade erst das letzte Hindernis ihrer Herrschaft in England, die Kornzölle, beseitigt, stand sie auf dem Festlande Europas noch vor der Notwendigkeit einer Revolution, um die politische Gewalt ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Sie stand denselben Mächten feindlich gegenüber, die die große Volksmasse am sichbarsten bedrückten — Pfaff, Adel, Monarchie, hohe Finanz —, hatte noch große, politische Ziele, Ideale, die auch etwas wie ethischen Idealismus um sie verbreiteten. Noch glaubte sie, daß dem allgemeinen Wohlstand nur die feudalen Ueberreste im Wege ständen —, nach deren Hinwegräumung eine Aera allgemeinen Glückes beginnen würde.

Die Revolution von 1848 brachte dann die Enttäuschung, enthüllte die Klassengegensätze. Die ökonomische Entwicklung hat sie weiterhin, wie wir eben gesehen, immer mehr vertieft und damit die industrielle Bourgeoisie und ihren Anhang immer mehr aus dem Lager der Demokratie in das Lager der Reaktion gedrängt. Zur Alleinherrschaft konnte sie in Europa nirgends kommen. Sie suchte die Herrschaft zu erobern mit Hilfe des Kleinbürgertums und des Proletariats, sie sucht sie zu behaupten mit Hilfe der Mächte, gegen die sie die Demokratie aufgerufen hatte. Dazu kommt, daß die Industrie durch das Aktienwesen immer mehr der hohen Finanz ausgeliefert wird, die seit jeher antidemokratisch war und die absolute Staatsmacht begünstigte.

Das Kommunistische Manifest konnte noch erklären:

> In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei.

Heute ist nirgends mehr von einer revolutionären Bourgeoisie die Rede.

Politische Uebersicht.

Universität und Knute.

Zu den ungerechtfertigtsten Vorurteilen, die trotz aller schlechten Erfahrungen nicht aussterben, gehört die Ansicht, daß Deutschlands Universitäten eine Art Palladium der Freiheit bildeten oder jemals gebildet hätten. Das Gegenteil ist das Fall, und speziell die „erste Universität des Reiches", Berlin, war niemals etwas anderes als der gehorsame Büttel des Despotismus. Hatte die Berliner Regierung die Absicht, irgend eine der geringen Freiheiten abzuwürgen, die noch irgendwo im Reiche bestehen, so gab sie dem ersten besten jener wissenschaftlichen Bediensten, die sich auf den Professorensesseln spreizen, den Auftrag, die Richtigkeit und Berechtigung ihres Unternehmens „wissenschaftlich" nachzuweisen. Das beschämendste Beispiel dafür war in letzter Zeit wohl die „wissenschaftliche" Begutachtung der lex Arons, d. h. jenes Attentates der Regierung auf die Freiheit der Privatdozenten, die zu der für die Universität schimpflichen Vertreibung des Genossen Arons aus den Hallen der Berliner alma mater führte. Aber auch in früheren Zeiten war die Position der Berliner Universität keine bessere, und speziell Friedrich Wilhelm IV. liebte es, seinen „göttlichen Witz" an den Professoren auszulassen und den Herren ihre Bedientenrolle so recht con amore zum Bewußtsein zu bringen.

Jetzt sind dergleichen Exerzitien nicht mehr nötig. Die Helden von der Berliner Universität kennen ihre Pflicht und handeln demgemäß. Wie seinerzeit bekannt wurde, schrieb man dem aus Preußen ausgewiesenen Studenten Silberfarb — der Name gab unserm geistreichen Reichskanzler Gelegenheit, einige seiner herrlichsten Witzchen zu machen — in die Exmatrikel die Bemerkung, daß er durch das Berliner Polizeipräsidium ausgewiesen sei. Das Neue Magazin gibt jetzt den Briefwechsel bekannt, der sich im Anschluß an diesen Vorfall zwischen dem Rechtsbeistand Silberfarbs, Herrn Dr. Halpert, und der Berliner Universität entspann. Herr Dr. Halpert protestierte zunächst energisch gegen die Bemerkung in der Exmatrikel, die einmal seinem Klienten das Fortkommen sehr erschwere und sodann mit den gesetzlichen Vorschriften unvereinbar sei. Die Exmatrikel habe sich lediglich darüber auszusprechen, von wann bis wann der Studierende Mitglied der Universität gewesen sei. Darauf wurde ihm zur Antwort, daß der akademische Senat erst in sechs Wochen wieder zusammentreten werde, bis dahin bitte man warten zu wollen. Nach Verlauf von sieben Wochen erhielt Dr. Halpert die Auskunft, der Akademische Senat habe einstimmig beschlossen, den Antrag auf Streichung des in der Exmatrikel befindlichen Ausweisungs-Vermerks abzulehnen. Punktum, kein warum, kein wieso, einfach: wir haben so beschlossen. Auf die Beschwerde des Anwalts über diesen seltsamen Bescheid, der die Gründe des Senatsbeschlusses nicht einmal andeutete, ging ihm folgende „Aufklärung" zu: „Auf Ihre Eingabe ꝛc. erwidern wir ergebenst, daß der p. Silberfarb, als er am 17. März sich zur Ausfertigung eines Abgangszeugnisses meldete, infolge seiner der Universitätsbehörde seitens des königlichen Herrn Polizeipräsidenten hierselbst amtlich mitgeteilten Ausweisung aus Preußen durch Verfügung des Rektors der Universität gestrichen und dadurch seiner Eigenschaft als Studierender der Universität verlustig gegangen war. Da nach dem Ministerial-Erlaß vom 13. Januar 1825 in dem Abgangszeugnis auch zu vermerken ist, bis zu welchem Zeitpunkt der Studierende Angehöriger der betreffenden Universität war, so war der hier in Rede stehende Vermerk im Abgangszeugnis des p. Silberfarb von selbst geboten." (!!)

Dieser Steinbeißer-Logik war freilich nicht zu entrinnen. Der Rechtsanwalt konnte daher nur noch auf den seltsamen Umstand aufmerksam machen, daß Silberfarb nach Angabe der Universität bereits im Studentenverzeichnis gelöscht war, als er am 17. März früh seine Exmatrikel erbat, obwohl seine Ausweisung erst am 16. erfolgt war, die also erst im Laufe des 17. der Universität mitgeteilt sein konnte. Der Rektor schlug dem wißbegierigen Frager die Tür vor der Nase zu und erklärte ihm kurz und bündig, man habe ihm den nach den Akten festgestellten Tatbestand mitgeteilt. —

Naive Leute wundern sich immer noch, warum gerade die Blätter der „gebildeten Stände" so wenig zur Königsberger Prozeßschande zu sagen haben. Die Lösung ist einfach: diese „gebildeten Stände" sind völlig mit ihr einverstanden. Ja, sie geben sich selbst bereitwillig als Treiber bei der Menschenjagd her, die Väterchen in ganz Europa veranstaltet. Der Vermerk in Silberfarbs Exmatrikel, der ihn für Väterchens Bluthunde leichter auffindbar macht, ist stehen geblieben, aber einen noch viel gravierenderen Vermerk hat dadurch die Berliner Universität in die Akten ihrer eigenen Geschichte eingetragen: ein williges Werkzeug des preußisch-russischen Absolutismus.

Deutsches Reich.

Der Mirbach-Bandwurm.

Geheimrat Budde, der Direktor der Berliner Hypothekenbank, der Rechtsnachfolgerin der Pommernbank, hat abermals ein Schreiben an die Kölnische Zeitung gerichtet. Dieses Schreiben, mit dem sich Budde bei Mirbach und seinen Stützen in empfehlende Erinnerung bringen will, hat folgenden Wortlaut:

> Bei der Besprechung des Ihnen übergebenen Briefwechsels zwischen Herrn Freiherrn v. Mirbach und mir in Nummer 723 Ihrer Zeitung vertreten Sie die Meinung, daß auch die Spende von 60000 Mark aus dem Jahre 1899 an die Berliner Hypothekenbank zurückgegeben werden müsse. Um Herrn Freiherrn v. Mirbach gerecht zu werden, muß ich Ihnen davon Kenntnis geben, daß derselbe in einer mündlichen Unterredung mit mir auch über Erstattung jener 60000 Mark verhandelt hat. Ich habe ihm auch erklärt, daß nach den in meinem Schreiben vom 13. Juli d. J. erwähnten Feststellungen aus dieser Spende für die Pommernbank kein Verlust nachzuweisen sei, und ich deshalb, wenn sich die der Wohltätigkeit dienenden Stiftungen und Vereine des Geldes wieder entäußern wollten, Bedenken trage, dasselbe für die Berliner Hypothekenbank als Rechtsnachfolgerin der Pommernbank anzunehmen. Hierauf erhielt ich den Bescheid vom 15. Juli d. J., wonach beschlossen worden war, 175000 Mark an die Bank zu erstatten, die mir auch schon gezahlt worden sind. Sie vermissen ferner in dem Briefwechsel Aufklärung über den Verbleib der 325000 Mark, und in anderen Zeitungen lese ich, daß nach wie vor unglaubliche, schwer kontrollierbare Gerüchte über die Verwendung dieser Summe umlaufen. Diese, in der Berliner Zeitung deutlicher bezeichneten Gerüchte, halte ich nach meinen mit dem Briefwechsel veröffentlichten Erkundigungen für absolut unwahr. Denn wenn auch nur etwas dran wäre, so würde kein anderer Dritter eher davon erfahren haben als Exzellenz v. Mirbach. Dieser aber hat in klarsten Worten jede Kenntnis von dem Verbleib der 325000 Mark verneint. Ich glaube, was am nächsten liegt, nämlich, daß die Herren Schultz und Romeick (wahrscheinlicher der erstere allein) das erhobene Geld für sich behalten oder anderweitig verbraucht haben, wozu sie ja auch nach den gerichtlichen Verhandlungen die Berechtigung für sich ausdrücklich in Anspruch nahmen. Nachdem wegen abgeurteilter Sache die Angelegenheit in einem neuen Strafverfahren wohl nicht mehr verhandelt werden kann, wird zur Feststellung über den endlichen Verbleib des Geldes nur das bürgerliche Streitverfahren übrig bleiben, in welchem durch eidliche Vernehmungen hoffentlich die Wahrheit bis zum letzten Pünktchen ermittelt werden wird. Ich bitte ergebenst, auch dies Schreiben zu veröffentlichen. Mit vorzüglicher Hochachtung!
>
> Budde
> Direktor der Berliner Hypothekenbank.

Darauf erwidert die Kölnische Zeitung:

> Da wir unsern Standpunkt in dieser Angelegenheit genügend klargelegt haben, so enthalten wir uns jeder weitern Erörterung des Inhalts dieses Schreibens. Nur zu dem zweitletzten Satze möchten wir folgendes bemerken: Ein Zivilprozeß ist durchaus kein Anlaß, bei dem die Wahrheit über den Verbleib der 325 000 Mk. an den Tag zu kommen braucht; man kann vielmehr von vornherein ruhig annehmen, daß das nicht der Fall sein wird. Die Wahrheit kann nur ein Strafprozeß mit eingehender Instruktion und beeideter Zeugenvernehmung nach jeder Richtung hin erbringen. Ein neues Strafverfahren erscheint uns aber sehr leicht möglich, weil unseres Wissens bisher Schultz und Romeick wegen Unterschlagung der 325 000 Mk. auf Grund des § 246 des Strafgesetzbuchs noch nicht angeklagt waren. Als Freiherr von Mirbach die 325 000 Mk., über die er quittierte, gleichzeitig mit der Ausstellung der Quittung nicht abhob, ließ er sie im Gewahrsam von Schultz und Romeick. Wenn diese die 325 000 Mk. später, ohne Kenntnis und Einverständnis Herrn v. Mirbachs, für den sie diese Summe in Verwahrung hatten, für sich oder auch für andere verwendet haben, so haben sie das Geld strafrechtlich unterschlagen. Eventuell würde eine erneute Strafuntersuchung, falls der Beweis erbracht würde, daß Romeick und Schultz durch Vorspiegelung falscher Tatsachen sich Mirbach gegenüber die Verfügungsmöglichkeit übgr die 325 000 Mk. — um sie in ihrem oder anderer Nutzen zu verwenden — verschafft hätten, die Anklage auf Betrug rechtfertigen können.

Wir haben bereits angedeutet, daß ein Gerücht davon spricht, die 325 000 Mk. seien einer ziemlich hochgestellten Persönlichkeit zu einer Hypothek gegeben worden. — Uebrigens ist Geheimrat Budde ein sehr absonderlicher Sachwalter. Statt lediglich die Interessen seiner Bank zu vertreten und die eingestandenermaßen an Mirbach verschenkten, ganz offenbar aus den Mitteln der Bank entnommenen 60 000 Mk. zurückzufordern, verweigert er sogar die Annahme. Liebenswürdiger und uneigennütziger konnte er kaum sein, nur daß die Liebenswürdigkeit dem Herrn Geheimrat persönlich zu gute kommt, während die Kosten der Uneigennützigkeit die Bank zu tragen hat.

Berlin, 23. Juli. **Eine Nachprüfung sämtlicher bisher erlassenen Verordnungen über die Sonntagsruhe** ist, wie offiziös angekündigt wird, im Reichsamte des Inneren im Gange. Es sollen durch eine, diese ganze Materie zusammenfassend regelnde Verordnung die noch vorhandenen Ungleichheiten tunlichst beseitigt und überhaupt, soweit wie möglich, einheitliche Bestimmungen auf diesem Gebiet hergestellt werden. Bei dieser Gelegenheit werden wohl auch die vielfachen Anregungen einer Neuregelung der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe berücksichtigt werden.

Väterchen Budde hat wieder einen Ukas fabriziert. Dieses Mal gilt die rührende Fürsorge des Verkehrs-Patriarchen nicht den Kindern von der Eisenbahn, sondern den bisher von buddistischen Originalerlassen noch ziemlich verschont gebliebenen Staatsbaubeamten. Väterchen Budde hat nämlich die „unliebsame Wahrnehmung" gemacht, daß diese Beamten wegen der in Ausübung ihres Amtes begangenen Handlungen wiederholt in Rechtsstreitigkeiten geraten sind, wodurch ihnen nicht unerhebliche Auslagen und sonstige Unannehmlichkeiten verursacht wurden. Davor will Väterchen seine Kinder bewahren, weshalb er an die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten folgenden Rundgesang erlassen hat:

---

nicht minder empfindliche Entbehrungen bedrängten die verwaiste Ambrosia. Gleichwohl verschmähte sie, auf den Antrag ihres Vormundes, eines Vetters ihrer Mutter, einzugehen und in seinem Hause ihren Aufenthalt zu nehmen, sondern zog es vor, in Gesellschaft einer entfernten Verwandten ein paar bescheidene Stübchen in dem oberen Stockwerke des ihr nun als Erbe zugefallenen Hauses an der Veronabrücke zu beziehen, indem sie in weiser Fürsorge für die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse, obwohl mit schwerem Herzen, den Rest des Hauses zu vermieten beschloß. Das abgelegene und namentlich vom Markusplatze ziemlich weit entfernte Haus war jedoch lange Zeit durchaus nicht zu verwerten und Ambrosias Gläubiger drangen schon auf dessen Verkauf, als sich für dasselbe ganz unerwartet ein Mieter, und zwar in der Person des Messer Ruggiero Malgrati, eines alten Kriegsmannes, fand, der seit vielen Jahren mit Ambrosias Vater in Geschäftsverbindungen gestanden und während seiner seltenen Besuche in Venedig in dessen Hause Aufnahme und Gastfreundschaft gefunden hatte.

Messer Ruggiero Malgrati war der Sprößling eines der angesehendsten Adelsgeschlechter, dessen bedeutende, meist in Friaul gelegene Güter, in ein Majorat vereinigt, dem Erstgeborenen zufielen, während die jüngeren Söhne sich mit geringen Jahrgeldern begnügen mußten. Ruggiero, der Zweitgeborene von drei Brüdern, die nach dem frühen Tode ihres Vaters unter der Vormundschaft einer kränglichen, in blinder Vorliebe für ihren Erstgeborenen eingenommenen Mutter heranwuchsen, hatte von frühester Kindheit an sich zwar gutmütig und selbst weichherzig, dagegen aber auch wild, unbändig heftig und störrisch bewiesen. Jede Beschränkung seines Willens erschien ihm als eine unerträgliche Last, deren er sich durch den äußersten Widerstand, oder wenn sein Starrsinn auf unüberwindliche Hindernisse stieß, durch Verschlagenheit und List um jeden Preis zu entledigen bemüht war. Dazu kamen noch Anfälle wunderlicher Launen und ein unbezwinglicher Trieb nach dem Seltsamen und Abenteuerlichen, Eigentümlichkeiten, die ihm bei den Hausgenossen den in Italien geläufigen Beinamen eines mezzo matto (eines halbverrückten Kerls) erwarben und in Verbindung mit der Ungunst seiner häuslichen Verhältnisse zuletzt dahin führten, daß Ruggiero nach einem heftigen Streite mit seinem älteren Bruder und der für ihn Partei nehmenden Mutter, kaum fünfzehnjährig, heimlich dem Vaterhause entlief. Nachdem er sich jahrelang, erst mit einer Zigeunerbande, dann mit fahrenden Schülern, dienstlosen Söldnern und zuletzt in den Gebirgstälern Piemonts unter den Waldensern herumgetrieben hatte, wurde er zufällig von einem Waffenbruder seines Vaters erkannt, dem Elend und völliger Verwilderung entrissen und zum Eintritt in eine in spanischem Solde stehende Freischar bewogen. Der Fahne treu, zu der er geschworen, und durch Mut, Gewandtheit und Todesverachtung sich bald zu einem der gefürchtetsten Streifparteiführer des spanischen Heeres emporschwingend, focht er die Schlachten bei Marignano und Pavia mit, wohnte der Eroberung Roms bei, nahm später, durch seinen abenteuerlichen Sinn in die neue Welt verlockt, an dem Siegeszuge Pizarros nach Peru, bald aber wieder nach Europa zurückgekehrt, an den Kriegsfahrten Karls V. gegen Algier und Tunis teil und diente zuletzt als einer der geschätztesten Hauptleute des Herzogs von Alba im spanischen Heere in den Niederlanden. Ueber sechzig Jahre alt, und, obwohl ein Graukopf, noch rüstig und geistesfrisch, bestimmte ihn zuletzt eine in der Schlacht bei S. Quentin empfangene schwere Wunde um so mehr den Kriegsdienst zu verlassen, als zur selben Zeit der Tod seines älteren, unvermählt gebliebenen Bruders ihn zur Uebernahme der Familiengüter in die Heimat berief.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 170 Montag, den 25. Juli 1904 Jahrg. 11.

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt" einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwierigerer Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die **Leipziger Volkszeitung** erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Wie weit ist das Kommunistische Manifest veraltet?

Von K. Kautsky.

II.

Leipzig, 25. Juli.

Indes nicht nur Bourgeoisie und Proletariat sind heute in mancher Beziehung anders geartet als zur Zeit des Kommunistischen Manifestes, auch der Gang der Entwicklung war nicht ganz derselbe, den dieses erwartete. Freilich, die grundlegende ökonomische Entwicklung hat sich völlig in den Bahnen bewegt, die das Manifest so scharf zeichnete; was es darüber sagt, ist heute noch mustergültig. Aber die politische Entwicklung ging in andrer Weise vor sich, als man damals voraussehen konnte.

Marx und Engels waren sich dessen wohl bewußt, daß die Arbeiterklasse in ihrer damaligen Form namentlich in Deutschland noch unfähig war, die politische Gewalt zu erobern und zu behaupten. Aber sie erwarteten, die bevorstehende bürgerliche Revolution, die sie vor allem für Deutschland voraussahen, werde einen ähnlichen Gang gehen, wie die englische Revolution des siebzehnten, die französische des achtzehnten Jahrhunderts. Sie werde in ihrem Beginn eine Erhebung der revolutionären Bourgeoisie gegen Absolutismus und Feudalismus sein, aber in ihrem Verlaufe würden die proletarischen Elemente immer mehr ihren Gegensatz zur Bourgeoisie erkennen und entwickeln, werde die Revolution immer mehr den Einfluß des Proletariats verstärken, dieses in raschestem Tempo selbst kräftigen und reifen. Denn während einer Revolution geht jede Entwicklung aufs rascheste vor sich; eine revolutionäre Klasse kommt in fünf Jahren so weit, wie sonst in einem Jahrhundert. So werde sich an die bürgerliche Revolution unmittelbar die proletarische und die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat anschließen, nicht als das Produkt eines Handstreiches, sondern jahrelanger, vielleicht jahrzehntelanger revolutionärer Kämpfe.

Das Kommunistische Manifest sagt darüber:

> Auf Deutschland richten die Kommunisten ihre Hauptaufmerksamkeit, weil Deutschland am Vorabend einer bürgerlichen Revolution steht, und weil es diese Umwälzung unter fortgeschritteneren Bedingungen der europäischen Zivilisation überhaupt und mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbringt, als England im 17. und Frankreich im 18. Jahrhundert, die deutsche bürgerliche Revolution also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann.

Diese Erwartung erfüllte sich nicht, wie wir heute alle wissen, erfüllte sich gerade deswegen nicht, weil die Umwälzung von 1848 „unter fortgeschrittneren Bedingungen der europäischen Zivilisation" vor sich ging, als die von 1640 und 1789.

Was die proletarischen und halbproletarisch-kleinbürgerlichen Elemente in der englischen und französischen Revolution in ihrem Verlauf immermehr in den Vordergrund drängte und ihnen zu zeitweiser politischer Macht verhalf, das war der Krieg, ein Krieg auf Tod und Leben, den die Revolution zu führen hatte und in dem sie sich nur behaupten konnte durch jene Rücksichtslosigkeit gegen das eigene Leben und das Eigentum der Besitzenden, die das Proletariat auszeichnet. Es war in England der jahrelange Krieg des Parlaments gegen die adeligen Heere Karls I., es war in Frankreich der ebenfalls jahrelange Krieg gegen das verbündete monarchische Europa.

Die Revolution von 1848 entzündete keinen Krieg. Nicht in langwierigem Bürgerkriege fielen die Regierungen, die Barrikadenkämpfe eines Tages genügten, sie in Paris, Wien, Berlin zusammenbrechen zu lassen. Und die Revolution erstreckte sich über ganz Europa; sie fand keine auswärtige Macht, die ihr den Krieg erklärt hätte. Das absolutistische Rußland verhielt sich zunächst mäuschenstill.

Waren aber die feudal-absolutistischen Gegner der Revolution 1848 weit schwächer, als im 18. und 17. Jahrhundert, so war das Proletariat weit stärker. Es gewann sofort in den Februartagen in Paris eine dominierende Stellung. An Stelle eines Kampfes auf Tod und Leben gegen Monarchie und Adel, in dem man, ob man wollte oder nicht, das Proletariat zum Kampf aufrufen, bewaffnen und sich schließlich seinen Einfluß gefallen lassen mußte, trat diesmal für die Bourgeoisie sofort der Drang nach einem Kampf auf Tod und Leben gegen das Proletariat selbst, zu dem sie die eben niedergeworfene Staatsgewalt mit ihrer Armee aufrief, um sich schließlich wieder deren Joch gefallen zu lassen.

Die Junischlacht war die Katastrophe der Revolution von 1848. Sie inaugurierte eine neue historische Epoche. Mit ihr hört die Bourgeoisie vollständig auf, eine politisch revolutionäre Klasse zu sein, sie schließt die Aera der bürgerlichen Revolutionen — wenigstens für Westeuropa; inwieweit das Gesagte für Rußland gilt, wo Bauernschaft und Intelligenz eine ganz andere Rolle spielen als im westlichen Europa, will ich hier nicht erörtern. Vom Juni 1848 an ist in Westeuropa keine bürgerliche Revolution mehr möglich, die das Vorspiel einer proletarischen werden könnte. Die nächste Revolution kann nur noch eine proletarische sein.

Und selbst in Rußland kann die Initiative zu einer Revolution nur noch vom industriellen Proletariat ausgehen auch wenn sie noch nicht zu seiner Alleinherrschaft führt.

Damit ist aber auch die Rolle der Arbeiterbewegung eine total andere geworden.

Die Kräftigung der Arbeiterklasse, ihre Erhebung auf jene Höhe, die es ihr ermöglicht, die politische Macht zu erobern und zu behaupten, kann nicht mehr von einer bürgerlichen Revolution erwartet werden, die, zu einer permanenten geworden, über sich selbst hinauswächst und eine proletarische aus sich entwickelt. Außerhalb der Revolution, vor der Revolution muß dieses Reifen und Kräftigen sich vollziehen; es muß zu einer gewissen Höhe gediehen sein, ehe die Revolution überhaupt möglich wird. Sie muß sich vollziehen, nicht durch Methoden des Kriegs, sondern durch solche des Friedens — wenn man sich so paradox ausdrücken darf, daß man zwischen kriegerischen und friedlichen Methoden des Klassenkampfes unterscheidet. Arbeiterschutz, gewerkschaftliche, sogar genossenschaftliche Organisation, allgemeines Wahlrecht bekamen nun allmählich eine ganz andere Bedeutung, als sie bis zum Juni 1848 besessen hatten.

Heute liegt das klar zutage, was vor sechzig Jahren noch in tiefste Dunkelheit gehüllt war; dank dem fühlt sich heute mancher kurzsichtige Maulwurf, der emsig nach Regenwürmern wühlt, den Meistern des Kommunistischen Manifestes an Weite und Schärfe des Blicks weit überlegen, und sieht sogar mitleidsvoll auf ihre „intellektuellen Fehler" herab. Tatsache aber ist, daß niemand unter den Sozialisten und Revolutionären die neue Situation und ihre Konsequenzen früher begriff, als Marx und Engels.

Sie waren die ersten, die erkannten, daß die Aera der Revolution, wenigstens zunächst, geschlossen sei. Die Internationale war es, die zuerst die gewerkschaftliche Organisation auf dem Festlande von Europa systematisch zu fördern suchte; das Kapital von Marx bot die erste Theorie des Arbeiterschutzes, und in die proletarische Bewegung für das allgemeine Wahlrecht der sechziger Jahre in England griff die Internationale kraftvoll ein.

Aber nicht nur die Methoden, wie die Arbeiterklasse reifen kann, mußten durch die neue Situation andre werden, auch das Tempo der Entwicklung. An Stelle des rapiden revolutionären Aufschwunges trat der für einen Feuergeist ach so langsame Schneckengang der friedlichen und gesetzlichen Evolution.

So ist manches ganz anders gekommen, als die Verfasser des Kommunistischen Manifestes zur Zeit seiner Abfassung erwarteten. Aber sie waren die ersten, die die neue Situation erkannten und zwar gerade durch die

Feuilleton.

3]

Das Haus an der Veronabrücke.

Novelle von Friedrich Halm.

Dies war der Mann, der, nach dem Antritte seines Erbes und einem flüchtigen Besuche auf den ihm zugefallenen Besitzungen, Venedig einstweilen zu seinem Aufenthalte erwählend, nunmehr ein willkommener Mieter, das Haus an der Veronabrücke bezog, ohne daß jedoch dessen weite dunkle Räume eben viel an Geräusch und Bewegung gewonnen hätten. Abgesehen von den Nachwehen, den Beschwerden seiner Kriegszüge, die ihm mit zunehmendem Alter immer peinlicher fühlbar wurden, war es vor allem das unbehagliche Gefühl völliger Untätigkeit nach einem so vielfach bewegten Leben, was ihn um so mehr verstummte, als seine Jahre und die immer sorgfältigere Pflege, die seine zerhackten Glieder erheischten, ihn verhinderten, sonst gewohnten Zerstreuungen so rücksichtslos wie früher nachzugehen. Unschlüssig zwischen der bisherigen wüsten Hagestolzenwirtschaft, die er nicht mehr durchführen, und der Alltagsordnung eines bürgerlichen Haushaltes, an die er sich nicht gewöhnen konnte, hin und her schwankend, war er kränklich und grämlich geworden, und da ihm überdies die Uebernahme des reichen, aber nicht eben wohlgeordneten Nachlasses seines Bruders viel Kopfzerbrechen verursachte, so wurde es ihm erst zur Erholung, allgemach aber zum Bedürfnis, ab und zu eine Stunde in der Gesellschaft Ambrosias, seines „Hausmütterchen" oder auch seines „Püppchen", wie er die Tochter seines alten Freundes Angelo zu nennen pflegte, hinzubringen und von der sicheren, ernstheiteren Haltung des jungen Mädchens halb angezogen, halb zu Neckereien aller Art angeregt, Verdruß und Aerger sich wegzuplaudern. Dabei lernte er Ambrosias hohe Vorzüge, ihre stille Heiterkeit, ihren klaren Verstand, den frischen Lebensmut, mit dem sie in alle Schwierigkeiten ihrer Lage sich zu finden wußte, täglich mehr erkennen und schätzen, und wenn er bedachte, wie er ohne Freunde einsam und allein im Leben stehe und eigentlich keine andere Aufgabe habe, als die Besitzungen seiner Familie nicht sowohl zu genießen, als vielmehr nur zu verwalten, um sie dereinst dem einzigen Verwandten, den er noch hatte, seinem Neffen Anselmo zu vererben, so konnte er sich nicht verhehlen, um wieviel besser er daran wäre, wenn er, statt wie ein im Wirbelumschwung gedrehter Kreisel ziellos in der Welt umherzuirren, in jungen Jahren geheiratet, sich Haus und Heimat begründet hätte, und nun etwa eine gute, schöne, mit jedem Reiz der Jugend und Anmut geschmückte Tochter besäße, wie Ambrosia. Ja, wenn er den Fortbestand seines Hauses, der nur auf ihm und seinem Neffen Anselmo beruhte, in Erwägung zog und die schwächliche Gesundheit des letzteren ins Auge faßte, der von seinem jüngeren Bruder auf seinem Sterbebette ihm zur Obhut und Pflege übergeben, zu jener Zeit zu Udine bei einem Verwandten seiner Mutter erzogen wurde, aber nach dem Zeugnis seiner Pflegeeltern mehr dem Grabe als jugendkräftiger Entwicklung entgegenreifte, so wollte es ihm zuzeiten beinahe als Pflicht erscheinen, selbst jetzt noch in seinem vorgerückten Alter in den Stand der Ehe zu treten, und wenigstens alles, was an ihm läge, aufzubieten, damit das edle Geschlecht der Malgrati nicht erlösche und ihr Besitztum nicht an die verhaßte Seitenlinie der Diedi falle.

So waren Monate hingegangen, die Messer Ruggiero nicht ohne wechselnde Gemütsbewegungen und rasche Uebergänge vom Mißmut zu derber Fröhlichkeit, von jähem Aufbrausen in wildem Zorn zu gedankenvollem Trübsinn hinbrachte, als eines Tages der Pfarrherr von Santa Maria Zobenigo, der bewährte Freund der Eltern und der Gewissensrat ihres verwaisten Kindes, in Ambrosias Stübchen trat. Nach einer weitläufigen und salbungsreichen Auseinandersetzung: wie der Mensch bei jedem wichtigen und erfolgreichen Schritte auf seinem Lebenspfade nicht sowohl weltliche Rücksichten und irdische Vorteile, als vielmehr zunächst und vor allem sein Seelenheil in Betracht zu ziehen und hiernach seine Beschlüsse zu fassen habe, eröffnete er dem befreundeten Mädchen, Messer Ruggiero Malgrati, ihr Mietsmann, habe in ehrbarer, fromm christlicher Absicht sein Auge auf sie geworfen und wünsche, wenn er anders auf ihre Zustimmung rechnen könne, bei ihrem Vormund um ihre Hand zu werben. Als Ambrosia aber auf diese unerwartete und fast märchenhaft klingende Nachricht zwar sichtlich überrascht, aber ohne alle Verwirrung emporblickte und ihre großen Augen verwundert und halb ungläubig auf den Pfarrherrn hefteie, beeilte sich dieser hinzuzusetzen, er habe den Auftrag, ihre Willensmeinung zu ergründen, nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt übernommen, ihr gleichzeitig beides, sowohl was für, als was gegen den Antrag spreche, gewissenhaft und ausführlich darlegen zu dürfen. Hierauf begann er denn auch alsbald, Vorzüge und Mängel wie auf die zwei Schalen einer Wage verteilend, auf der einen Seite die hohe Geburt Malgratis, sein bedeuten-

Grundsätze und Methoden, die sie in ihrem Manifest entwickelt hatten; und die neue Situation selbst bildete, wenn auch in andern Formen, als sie vorausgesehen, eine Bestätigung dieser Grundsätze. Wenn Arbeiterschutz und gewerkschaftliche Organisationen in den folgenden Jahrzehnten eine Bedeutung erlangten, die 1847 noch nicht zu erkennen war, so lag dies nur daran, daß der Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat wenige Monate nach dem Erscheinen des Kommunistischen Manifestes schon in einer Weise auf die Bourgeoisie zurückwirken sollte, die vor dem Februar 1848 niemand ahnte, also daran, daß die Zeichnung dieses Gegensatzes im Kommunistischen Manifest schon für seine Zeit mehr zutraf, als seine Zeichner selbst annahmen.

Politische Uebersicht.

Und noch einmal.

Noch hat Graf Bülow auf seine bescheidene Anfrage wegen der Prinz-Heinrich-Affäre keine Auskunft aus Petersburg erhalten, als der Telegraph bereits eine neue russische Unverschämtheit meldet. Am Sonnabend fielen Schüsse der berüchtigten russischen freiwilligen Flotte den Dampfer Scandia von der Hamburg-Amerika-Linie an, belegten ihn mit Beschlag und brachten ihn unter russischer Marineflagge, kommandiert von russischen Offizieren, mit russischer Besetzung nach Suez. Kontrebande befand sich an Bord des Schiffes nicht, der Dampfer hatte für den Bedarf der deutschen Regierung in der Südsee Munition geladen, was aus den Schiffspapieren — nach der Versicherung der Hamburg-Amerika-Linie — auf den ersten Blick hervorging. Wenn trotzdem die russischen Piraten die Scandia überfielen, so nur, weil es sich um ein deutsches Schiff handelte. Denn dem deutschen Reich und seinen Angehörigen gegenüber braucht sich Rußland nicht die geringste Beschränkung auferlegen. Die zahllosen Infamien, die jahraus, jahrein russische Grenzbeamte an der preußischen Grenze verüben und die ihnen jedesmal ungenossen hingehen, haben im Verein mit Ereignissen vom Stil des Königsberger Prozesses den Russen die Ueberzeugung beigebracht, daß man die Deutschen mit Fug und Recht en canaille behandeln könne. Wie ein Privattelegramm des Wolffschen Bureaus uns meldet, hat zwar die russische Regierung den Befehl zur sofortigen Freilassung der Scandia „schon" gegeben, aber für Bülow und seine Regierungskunst bleibt dieser Vorfall deswegen nicht weniger beschämend. Graf Lambsdorff hatte auf die Beschwerde Bülows über den Prinz-Heinrich-Zwischenfall es nicht für nötig gehalten, allgemeine Anweisungen an die Schiffe der freiwilligen Flotte im Roten Meere ergehen zu lassen, ein prächtiger Beweis dafür, daß in Petersburg deutsche Protestnoten noch nicht das Gewicht des Papiers haben, auf dem sie geschrieben sind.

Herr Bülow mag sich damit trösten, daß auch ein zweiter englischer Dampfer von den Russen im Roten Meere festgehalten wurde. Aber das Reutersche Bureau, das diese Nachricht bringt, meldet zugleich auch die Entschuldigungsnote Rußlands. Bei dem Uebergriff gegen die Scandia verfloß eine geraume Zeit, bis Bülow melden konnte, daß Väterchen zwar nicht um Entschuldigung gebeten, — wie käme er dazu einem deutschen Reichskanzler gegenüber! — aber doch wenigstens das geraubte Gut herausgegeben.

Für die Gesinnungsklumperei des deutschen Bürgertums aus dem 18. Jahrhundert wird häufig das Wort eines der damaligen literarischen Wortführer wiedergegeben, der seinen erlauchten Duodezdespotchen einmal ansang: Befiehl uns, was du willst, o Cäsar! Niemals werden deine Befehle unsern Gehorsam erschöpfen! Dieser Pindar der deutschen Bedientenhaftigkeit von damals würde heute wahrscheinlich als ein Arminius altgermanischer Freiheitslust angestaunt werden; denn er kroch doch nur vor seinem angestammelten Despoten, und nicht vor einem ausländischen. Im zwanzigsten Jahrhundert haben wir diese Schranke des Servilismus glücklich übersprungen.

* * *

In derselben Sache liegen noch folgende Meldungen vor:

Port Said, 24. Juli. **Der Dampfer Scandia ist von den Russen heute freigelassen worden.** Die russische Mannschaft ist an Land gebracht worden und wird mit dem nächsten Dampfer nach Odessa abfahren.

London, 23. Juli. Dem Standard wird aus Konstantinopel gemeldet, die türkische Regierung habe den Kommandanten der Dardanellen angewiesen, die Malakka nicht passieren zu lassen.

Daily News will erfahren haben, die englische Regierung hätte beschlossen, daß kein russisches Kriegsschiff mehr, in welcher Verkleidung es auch sei, den Bosporus passieren solle. Ein Teil des Mittelmeergeschwaders werde den Ausgang bewachen.

London, 24. Juli. Reuters Bureau wird aus Petersburg gemeldet: Die Malakka wird vom russischen und englischen Konsul in Algier empfangen werden und nach Abgabe der Erklärung, daß der an Bord der Malakka befindliche Kriegsvorrat für die britische Regierung nach Hongkong geschickt wird, dem englischen Konsul übergeben werden.

London, 24. Juli. Dem Reuterschen Bureau wird aus Petersburg gemeldet: Heute fand unter dem Vorsitz des Großfürsten Alexis ein Ministerrat statt. Die Stichhaltigkeit der englischen Note über die Unrechtmäßigkeit der Stellung der Schiffe der Freiwilligenflotte wurde insofern anerkannt, daß der Ministerrat beschloß, das Recht auf Durchsuchung von Schiffen aufzugeben. **Da der status der Freiwilligenflotte nicht genügend definiert sei, entziehe Rußland den Schiffen der Freiwilligenflotte das Recht, Schiffe zu beschlagnahmen und zu durchsuchen,** denn Rußland sei bemüht, freundschaftliche internationale Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Eine Lohnerhöhung um zwei Millionen Kronen.

h. sch. Aus Wien wird uns unterm 23. Juli geschrieben: Das politische Leben in Ungarn ist trotz der drückenden Hitze noch nicht dem Sommerschlaf verfallen. Das Parlament ist noch beisammen und verhandelt den Staatsvoranschlag; es muß den Rückstand aufarbeiten, der die Folge der Obstruktion ist. Freilich hat die Regierung mit der Furcht vor der Beschlußunfähigkeit zu kämpfen. Die ungarischen Abgeordneten, die fast alle großen Besitz und reichliche Pfründen haben und vielfach auf sehr anrüchige Art dazu gekommen sind, haben trotz allem Patriotismus größere Freude an Seebädern als an Parlamentsreden, zumal sie nicht Taggelder sondern ein Pauschale von 6400 Kronen beziehen. Den Höhepunkt aber haben die stets sehr hitzigen Debatten im ungarischen Parlamente schon überschritten, denn gestern wurde das Gesetz über die Erhöhung der Zivilliste um zwei Millionen genehmigt. Von den 454 Abgeordneten waren 220 da, 154 stimmten dafür, 66 dagegen. So hat der Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn jetzt die respektable Lohnerhöhung um zusammen vier Millionen Kronen durchgesetzt, wenngleich er sich im Lohnkampf gar saftige Grobheiten hat sagen lassen müssen.

Das grausame Spiel, das die ungarische Opposition getrieben hat, wäre noch länger fortgesetzt worden. Daß es nicht geschehen ist, hat einen merkwürdigen, nur in Ungarn möglichen Grund. Der Graf Apponyi, ein sehr angesehener Abgeordneter, der gegenwärtig zur Regierung in Opposition steht, hat nämlich als Antragsteller ein Schlußwort sprechen sollen. Das ist seine Pflicht. Aber über die Pflicht geht beim ungarischen Kavalier das Vergnügen, und Graf Apponyi wollte den Wagnerzyklus in Bayreuth nicht versäumen. Deshalb veranlaßte er die Abgeordneten der Opposition, die noch reden wollten, dies bleiben zu lassen, und diese Herren unterordneten sich sofort den ja sonst ganz lobenswerten musikalischen Bedürfnissen des Grafen. Freilich ist Apponyi in Ungarn ein großer Mann. Ursprünglich Führer der gemäßigten Opposition gegen die seit 1867 herrschenden Liberalen, ging er dann zu diesen über und wurde Präsident des Abgeordnetenhauses. Während der Obstruktion hoffte er Ministerpräsident zu werden, und er hätte auch sofort den Frieden herbeigeführt. Der König brüskierte ihn aber einmal beim Empfange, denn der Mann ist trotz seiner klerikalen Note dem Hofe unbequem, weil er sich schärfer national gibt als die Liberalen. Man machte nicht ihn zum Leiter der ungarischen Politik, sondern seinen alten Rivalen Tisza, und so ging er zur Opposition über, für die er ein wertvoller Aufputz ist.

Die Erhöhung der Zivilliste wurde schon im Jahre 1902 gefordert. Franz Joseph bezieht bisher von jedem Staate 9 300 000 Kronen. Ungarn, das sonst in allen Dingen an dem Zahlungsverhältnis 30 zu 70 festzuhalten sucht, zahlt dem König ebensoviel wie Oesterreich dem Kaiser. Die Ungarn zeigten sich beim Abschluß des ersten Ausgleiches gegen den Monarchen nobel, weil sie ihn gewissermaßen für sich kaufen wollten. Aber soviel Franz Joseph auch für Ungarn zum Nachteile Oesterreichs getan hat, den Ungarn ist das nicht genug. Die Opposition im ungarischen Parlamente will nicht das Gegenteil von dem, was die Regierungspartei will. Sie sagt nur, was die anderen aus Geschäftsgründen nicht selbst aussprechen, aber die Opposition gerne sagen lassen.

Franz Joseph ist ihnen nun noch nicht magyarisch genug und das hat man ihm jetzt verkosten lassen. Im österreichischen Parlament ist die Erhöhung der Zivilliste noch nicht besprochen worden, aber sie figuriert bereits seit zwei Jahren in dem § 14 des Budgets. Sie wird allerdings nicht ausbezahlt, aber die Regierung weiß ganz gut, daß die servilen Parteien sie vom Jahre 1903 an nachbezahlen werden, wie das auch in Ungarn geschehen ist. Außer der Sozialdemokratie wird wohl kaum eine Partei Einwendungen erheben. Obgleich auch solche Parteien, die nicht gegen den Monarchismus sind, viel Grund dazu hätten. Es sind zwei arme, wirtschaftlich und kulturell zurückgebliebene und dazu noch vom Militarismus ausgesogene Staaten, die Franz Joseph regiert. Trotzdem bezieht er schon seit 30 Jahren die höchste Zivilliste in Europa, wenn man den russischen Despoten außer Betracht läßt. Wenn aber der Hof auf die Einnahmen aus der Zivilliste noch angewiesen wäre! Kaiser Franz Joseph zählt zu den reichsten Männern Europas und auch einige Erzherzöge gibt es, die hundertfache Millionäre sind. Die Mitglieder des Hauses Habsburg besitzen nicht nur riesige Ländereien, sondern auch industrielle Unternehmungen, die selbstverständlich nicht nach anderen Grundsätzen betrieben werden, als die Unternehmungen irgend eines Schulze oder Kohn. Auf einem Gute des Kaisers ist es neulich sogar wegen der schmählichen Behandlung der Landarbeiter zu einem Streik gekommen. Der Hof besitzt auch Aktien, besonders die der einträglichsten Bahn Oesterreichs — der Nordbahn, die man sich deshalb nicht zu verstaatlichen traut.

Die ökonomischen Argumente spielten nun freilich in der Debatte im ungarischen Parlamente eine untergeordnete Rolle. Die herrschenden Cliquen Ungarns wollen bloß, daß ihr König nicht nur gefügig sei, sondern daß er auch leibhaftig den Ungarn gehöre. Sie wollen, daß er samt den Erzherzögen ein halbes Jahr in der Ofener Burg wohne. Das soll nötig sein, um den gleichen Rang der beiden Staaten zu bekunden. Die Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei, unter der auch Leute sind, die von den Habsburgern überhaupt nichts wissen wollen, haben nun die Debatte benutzt, um den Hof mit allerlei Artigkeiten zu erfreuen. Majestätsbeleidigungen sind in Ungarn gar nichts Aufregendes und die Abgeordneten übten daher, wie wir bereits am Sonnabend anführten, ihren Witz in der allergemütlichsten Weise ohne viel Aufwand an Pathos.

Herr Nessi meinte: „Die Erzherzöge könnten doch einmal den Versuch machen, aus eigenen Mitteln zu leben. Sie besitzen ja Privatvermögen und beziehen zudem als Militärs eine Gage."

Abg. Gabanyi sagte: „Dafür können wir nichts, daß sich die königliche Familie in so rapider Weise vermehrt. Gegen diese Vermehrung könnte man sich am besten so wehren, daß man aus den Erzherzögen katholische Pfaffen macht. Aus den Damen der Familie sollte man Nonnen machen."

Abg. Ugron rief unter stürmischer Heiterkeit: **„Die Habsburger sollen zum Zweikinderfystem greifen!"**

Abg. Eölvös: **„Sie vermehren sich wie die Ratten!"**

Abg. Marjay: „Was ist das für ein Vater des Vaterlandes, der, weil ihm das Kleingeld ausgeht, **die sauer erworbenen Heller des Volkes einstecken will und Gehaltserhöhung verlangt, wie ein gewöhnlicher Beamter."**

Neben diesen Späßen brachten die Abgeordneten auch staatsrechtliche Einwände vor, die sie aus alten Gesetzen ableiteten. Endlich wurde aber Apponyi zuliebe die Debatte geschlossen und der König hat nun zwar eine hübsche Sammlung von Sottisen, daneben aber auch zwei Millionen Kronen eingesteckt.

Noch eine ungarische Merkwürdigkeit ist dabei zu erwähnen. Der gewesene erste ungarische Hofmarschall hat auch opponiert. Es ist das der Baron Banffy, der bis vor vier Jahren Ministerpräsident war, ein Gewaltmensch schlimmster Sorte, der einst so ähnlich waltete wie ein russischer Gouverneur. Seine Schandwirtschaft brachte die erste Obstruktion hervor, die erst mit seiner Beseitigung endete. Er wurde zum neugeschaffenen Amte eines ungarischen Hofmarschalls berufen. Dieses Ruheplätzchen paßte aber dem energischen Manne nicht. Er verzichtete auf die Stelle und trat wieder in die aktive Politik ein, aber als Oppositionsmann und magyarischer Ultrachauvinist. Er wurde in Szegedin, der größten ungarischen Provinzstadt, ins Parlament gewählt, und die Oppositionellen, die ihn einst mit Schimpf davonjagten, jubeln ihm jetzt zu.

Die Erhöhung der Zivilliste ist doch durchgegangen, aber was tut das? Beim Ausgleich mit Oesterreich wird man die zwei Millionen noch viel, viel reichlicher wieder hereinbringen.

Deutsches Reich.

Leichenfledderer.

Zu den albernsten und zugleich perfidesten Organen der kapitalistischen Presse gehört die Berliner Zeitung. Sie hat weder eine Partei noch ein Prinzip hinter sich, sondern nur die Geschäftsinteressen der Firma Ullstein, die den Firmen Rudolf Mosse und August Scherl, als immerhin untergeordnete Helfershelferin, bei der kapitalistischen Vertrustung des Zeitungswesens zur Hand geht. Dabei findet eine Teilung des Geschäftsbetriebes in der Art statt, daß während die Organe der Mosse und Scherl die sozialdemokratische Presse offen bekämpfen, die Organe des Ullstein, und in erster Reihe die Berliner Zeitung,

---

des Vermögen, den Kriegsruhm, den er sich erworben, sein gerades biederes Wesen und die ihm angeborene Gutmütigkeit hervorzuheben, auf der anderen aber auf die dem alten Kriegsmanne zur Gewohnheit gewordene Rauheit und Derbheit, auf die Ungleichheit seiner oft seltsam wunderlichen Launen, auf seinen furchtbaren Starrsinn, auf seine durch beschwerlichen Kriegsdienst und zahlreiche Wunden erschütterte Gesundheit, vor allem aber auf das vorgerückte Alter des Freiers hinzuweisen, welches letztere den gerechten Ansprüchen ihrer eigenen Jugend so wenig Befriedigung verheiße, daß eine übereilte Zusage in späteren Jahren ihrem Herzen gefährliche Kämpfe bereiten, ihren Ruf gefährden, ja sie um ihr Seelenheil bringen könne. Ambrosia, die dieser Erörterung, langsam eine Rose zerpflückend, mit gesenkten Blicken schweigend zuhörte, erhob bei dieser letzten Wendung zwar hocherrötend, aber nichts weniger als verlegen und betroffen, ihr Haupt und erwiderte dem Pfarrherrn, sie zähle zwar nur wenig Lebensjahre, aber was Jugend sei, habe sie bis jetzt noch nicht erfahren, begehre auch nicht, es zu wissen, noch weniger die ihr von dieser Seite her zustehenden Ansprüche geltend zu machen; der Anspruch, den das Leben an uns alle stelle, heiße Pflichterfüllung, und diesem Anspruche hoffe sie zu jeder Zeit gerecht zu werden; sie werde daher weder jetzt noch jemals unüberlegt eine Verpflichtung eingehen, weshalb sie denn auch ihre Entschließung über Messer Ruggieros Antrag erst nach dreitägiger Bedenkzeit zu fassen, dann aber ihrem Freier unmittelbar selbst mitzuteilen gedenke, womit sie den Pfarrherrn, nachdem sie sich zur gewissenhaften Erwägung seiner Mitteilung seinen Segen erfleht hatte, entließ und sich in ihr Schlafgemach zurückzog.

Als Messer Ruggiero, der die anberaumten drei Tage in kaum geringerer Aufregung verlebt hatte, als den Abend vor seiner ersten Schlacht, am Morgen des vierten vor Ambrosia erschien, trat ihm diese errötend, aber heiter lächelnd entgegen, und nachdem er in seinem gewohnten Lehnstuhl verwirrt und verlegen Platz genommen und mit fast schüchterner Beklommenheit seine Werbung erneuert hatte, erwiderte sie, sie habe alle Freuden, die andere Mädchen in ihrem Alter genössen, entbehren müssen und sich ohne Klage, ja ohne alles Bedauern diesem Schicksale unterworfen, nur das eine habe sie nie verwinden können, daß sie nicht der Eltern letzte Lebenstage durch ihre Pflege versüßend, ihnen ein sorgloses, fröhliches Alter bereiten, und in dem Bewußtsein, zu ihrem Glücke beigetragen zu haben, ihr eigenes höchstes Lebensglück habe finden dürfen. Seine Werbung eröffne ihr die Aussicht, dies liebste Ziel ihrer Wünsche erreichen und was der frühzeitige Tod ihrer Eltern an ihnen zu üben sie verhindert, an ihm, dem alten Freunde ihres Hauses, verwirklichen zu können. Geld und Gut besitze sie nicht, die Blüte ihrer Jugend sei vergänglich, aber wenn er sie würdig erachte, als seine Hausfrau durch treue Teilnahme seine Freuden zu mehren, sein Leid zu mindern, sein Alter zu pflegen und zur Erheiterung seines Lebens beizutragen, so fühle sie sich durch seine Wahl nicht nur geehrt, sondern hochbeglückt, denn nur den achte sie für glücklich, der nützen, lieben, beglücken könne. Mit diesen Worten reichte sie Messer Ruggiero die kleine Hand, die dieser bis zu Tränen gerührt mit Begierde ergriff und mit tausend Küssen bedeckte. Nach dieser Erklärung fand sich alles übrige von selbst und ehe drei Wochen ins Land gingen, war Ambrosia die Gemahlin Messer Ruggieros, der sie auf den Händen trug, sie mit Geschenken aller Art überhäufte und in dem Widerschein ihrer Jugend sich selbst zu verjüngen schien. Dabei hatte er jedoch, sei es, daß er das Gespötte der Welt scheute, sei es, daß er sein junges Glück so recht für sich allein genießen wollte, gleich bei seiner Vermählung beschlossen, die nächsten Jahre auf seinen Gütern zu verleben, und so rückte denn für Ambrosia bald die Stunde heran, in der sie dem alten Hause an der Veronabrücke, das nun nach der Befriedigung der Gläubiger ihrer Eltern erst ganz ihr eigen war, den Rücken zukehren sollte. Am Tage der Abreise durchwandelte sie noch einmal die wohlbekannten, für sie mit so vielen traurigen Erinnerungen erfüllten Räume, und in die Gemächer des Erdgeschosses gelangt, in denen ihre Mutter ihre letzten Lebensstunden verlebt hatte, fühlte sie sich von solcher Rührung überwältigt, daß sie nahe daran war, dem sie zärtlich besorgt in seine Arme schließenden Gatten das Geheimnis des verborgenen Ganges und des Verderbens, das er über ihre Lieben gebracht, mitzuteilen. Allein das Bedenken: ohne Not zu offenbaren, was sie einen Fehltritt ihrer Mutter nennen mußte, hielt sie davon ab, und Ruggiero, begierig den für Ambrosia so schmerzlichen Abschied von ihrem Vaterhause möglichst abzukürzen, zog sie hastig zu der Gondel fort, die mit vier Ruderern bemannt, sie raschen Fluges die Lagunen entlang nach Westen hinübertrug.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 172 Mittwoch, den 27. Juli 1904 Jahrg. 11.

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt" einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwierigerer Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die **Leipziger Volkszeitung** erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Wie weit ist das Kommunistische Manifest veraltet?

Von K. Kautsky.

* **Leipzig**, 27. Juli.

III. (Schluß.)

Aber von diesem Zusammenhange haben die wenigsten derjenigen, die sich als „Kritiker" des Manifestes aufspielen, eine Ahnung; aus der Tatsache, daß an Stelle einer raschen, stürmischen eine bisher „friedliche", allmähliche Entwicklung trat, an Stelle revolutionärer legale Methoden des Klassenkampfes, schließen sie, daß ein Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat entweder überhaupt nicht bestehe oder daß er doch in steter Abschwächung begriffen sei. Sie predigen das Zusammenwirken zwischen liberaler Bourgeoisie und Proletariat, und soweit es Sozialisten sind, berufen sie sich dabei auf jenen Satz des Kommunistischen Manifestes, worin gesagt wird:

In Deutschland kämpfte die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei.

Dieser Satz soll die Politik des demokratischen Regierungsblocks und des sozialistischen Ministerialismus gutheißen, wie sie von manchen sozialistischen Richtungen in Frankreich und Italien paktiziert und überall von den Vertretern der „neuen Methode" gepredigt wird. Hier haben wir ein marxistisches „Dogma", das mit wahrem „Dogmenfanatismus" von den Verfechtern gerade des „kritischen" Sozialismus verteidigt wird.

Aber wir haben ja gesehen, daß, soweit von einem „Irrtum" des Kommunistischen Manifestes gesprochen werden kann und seine Kritik erforderlich ist, sie gerade bei diesem „Dogma" von der politisch revolutionären Bourgeoisie einzusetzen hat. Die Ersetzung der Revolution durch die Evolution im letzten halben Jahrhundert ist gerade eine Folge dessen, daß es eine revolutionäre Bourgeoisie nicht mehr gibt. Ueberdies aber verstanden Marx und Engels unter dem gemeinsamen Kampfe mit der revolutionären Bourgeoisie etwas ganz andres, als die heutigen Träger des sozialistischen Ministerialismus. In der Ansprache der Zentralbehörde an den Kommunistenbund vom März 1850 wird das Verhältnis der Kommunisten zur bürgerlichen Demokratie behandelt, von der man damals noch annahm, sie werde bei einem erneuten revolutionären Ausbruch zunächst ans Staatsruder gelangen. Da heißt es:

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo die demokratischen Kleinbürger überall unterdrückt sind, predigen sie dem Proletariat im Allgemeinen Einigung und Versöhnung; sie bieten ihm die Hand und streben nach der Herstellung einer großen Oppositionspartei, die alle Schattierungen in der demokratischen Partei umfaßt, d. h., sie streben danach, die Arbeiter in eine Parteiorganisation zu verwickeln, in der die allgemein sozialdemokratischen Phrasen vorherrschend sind,* hinter welchen ihre (der demokratischen Kleinbürger) insbesondere Interessen sich verstecken, und in der die bestimmten Forderungen des Proletariats um des lieben Friedens willen nicht vorgebracht werden dürfen. Eine solche Vereinigung würde allein zu ihrem Vorteil und ganz zum Nachteil des Proletariats ausfallen. Das Proletariat würde seine ganze selbständige, mühsam erkaufte Stellung verlieren und wieder zum Anhängsel der offiziell-bürgerlichen Demokratie herabsinken. Diese Vereinigung muß also auf das Entschiedenste zurückgewiesen werden .... Für den Fall eines Kampfes gegen einen gemeinsamen Gegner braucht es keiner besonderen Vereinigung. Sobald ein solcher Gegner direkt zu bekämpfen ist, fallen die Interessen beider Parteien für den Moment zusammen, und wie bisher wird sich auch in Zukunft diese nur für den Augenblick berechnete Verbindung von selbst herstellen. Es versteht sich, daß bei den bevorstehenden blutigen Konflikten, wie bei allen früheren, die Arbeiter durch ihren Mut, ihre Entschiedenheit und Aufopferung hauptsächlich den Sieg werden zu erkämpfen haben ... Während des Kampfes und nach dem Kampf müssen die Arbeiter neben den Forderungen der bürgerlichen Demokraten ihre eigenen Forderungen bei jeder Gelegenheit aufstellen. Sie müssen Garantien für die Arbeiter verlangen, sobald die demokratischen Bürger sich anschicken, die Regierung in die Hand zu nehmen. Sie müssen sich diese Garantien nötigenfalls erzwingen und überhaupt dafür sorgen, daß die neuen Regierer sich zu allen nur möglichen Konzessionen und Versprechungen verpflichten — das sicherste Mittel, sie zu kompromittieren. Sie müssen überhaupt den Siegesrausch und die Begeisterung für den neuen Zustand .... in jeder Weise durch ruhige und kaltblütige Auffassung der Zustände und durch unverhohlenes Mißtrauen gegen die neue Regierung so sehr wie möglich zurückhalten. .... Mit einem Wort: vom ersten Augenblick des Sieges an muß sich das Mißtrauen nicht mehr gegen die besiegte, reaktionäre Partei, sondern gegen ihre bisherigen Bundesgenossen, gegen die Partei richten, die den gemeinsamen Sieg allein exploitieren will.

Das war also die Form des gemeinsamen Kampfes von Bourgeoisie und Proletariat gegen Absolutismus und Feudalismus, die Marx und Engels bei der Abfassung des Kommunistischen Manifestes im Auge hatten. Das ist etwas ganz anderes, als was die heutigen sozialistischen Ministeriellen in Frankreich und Italien wollen.

Freilich kann man einwenden, es habe sich damals um revolutionäre Kämpfe gehandelt. Aber ein gemeinsamer revolutionärer Kampf ist doch der für das Zusammenwirken von Bourgeoisie und Proletariat günstigste Fall. Die Gefahr der Ausbeutung der politischen Kraft des Proletariats durch die Bourgeoisie, des Verlusts jener politischen Kraft, die aus seiner politischen Selbständigkeit hervorgeht, und die Notwendigkeit des Mißtrauens gegen eine bürgerlich-demokratische Regierung sind doch offenbar viel stärker dort, wo die Bourgeoisie nur noch konservativ sein kann, als dort, wo es sich noch um die revolutionäre Eroberung neuer Positionen handelt.

Wo aber heute, abgesehen von Rußland, ein Zusammenwirken von Bougeoisie und Proletariat nötig werden kann, ist es nicht zu revolutionären, sondern zu konservativen Zwecken, zur Erhaltung und Sicherung der bestehenden dürftigen Anfänge der Demokratie gegenüber dem Ansturm der Reaktion. Auch bei diesen Kämpfen gegen die Reaktion hat das Proletariat seinen Mann zu stellen, auch hier fällt ihm die schwerste Arbeit zu, auch hier muß es zeitweise mit der liberalen Bourgeoisie zusammenwirken, aber noch mehr, als im revolutionären Kampfe besteht hier die Gefahr, daß es von seinen Bundesgenossen verraten wird, besteht hier die Notwendigkeit, ihm mit offenkundigen Mißtrauen gegenüber zu stehen und besteht vor allem die Notwendigkeit völliger Selbständigkeit der Organisation. Das Proletariat ist durch seine Klassenlage eine durch und durch revolutionäre Klasse; es ist heute die einzige revolutionäre Klasse. Es mag durch die Umstände gezwungen werden, zeitweise an einer konservativen Aktion gegenüber der Reaktion teilzunehmen; in der konservativen Aktion aufgehen kann es nie. Es muß immer seinen revolutionären Charakter betätigen, er muß auch dort zum Durchbruch gelangen, wo es momentan konservativ wirkt; es kann seine Kräfte nur entwickeln und vermehren in revolutionärem Handeln und revolutionärer Propaganda, es untergräbt die Wurzeln seiner eigenen Kraft, wenn es sich auf die Rolle eines konservativen Gardisten der herrschenden liberalen Bourgeoisie gegenüber dem Ansturm von Pfaffen, Junkern und Söldnern beschränkt.

Das sind freilich Fragen, welche die Sozialisten Westeuropas mehr angehen, als die im russischen Reiche wirkenden. Diese leben unter politischen und wirtschaftlichen Zuständen, die noch große Aehnlichkeit mit denen Deutschlands am Vorabend der Revolution von 1848 haben. Für sie gilt das Kommunistische Manifest daher heute noch weit mehr als für die Sozialisten Westeuropas, nicht nur in seinen Grundzügen und Methoden, sowie in seiner Darstellung des Gesamtcharakters der kapitalistischen Produktionsweise, die heute noch die unerschütterliche Grundlage jeder bewußten proletarischen Bewegung in jedem Lande bilden, sondern auch in vielen Einzelheiten, die für Westeuropa schon veraltet sind.

* Was man damals Sozialdemokratie nannte, war nicht eine proletarische Klassenpartei, sondern ein kleinbürgerlich-proletarisches Gemisch ohne ausgesprochenen Klassencharakter aber mit vorwiegend kleinbürgerlichen Bestrebungen. K.

Feuilleton.

5]

Das Haus an der Veronabrücke.

Novelle von Friedrich Halm.

Ruggiero fand jedoch zu Venedig, woselbst er, kaum angekommen, unverzüglich die Herstellungsarbeiten in dem Hause an der Veronabrücke in Angriff nehmen und mit allem Eifer betreiben ließ, die Lage der Dinge wesentlich verändert und seinen Neffen viel weniger geneigt, auf die wohlgemeinten Vorschläge des Oheims einzugehen, als dieser erwarten durfte. Anselmo hatte in seiner Bedrängnis sich den damals in Venedig eben eingebürgerten Glücksspielen, die mit Würfeln oder mit Karten mitunter auf offenem Markte betrieben wurden, um so rücksichtsloser hingegeben, als der Zufall seine ersten Schritte auf dieser Bahn so entschieden begünstigte, daß er nicht nur seinen dringendsten Gläubigern gerecht werden konnte, sondern auch noch Mittel fand, seine Stellung als den Mittelpunkt eines Haufens gleichgesinnter junger Patrizier und der ihn, wie Rabe und Geier den verendenden Hirsch, umkreisenden Schar wüster Raufbolde, falscher Spieler und anderer Glücksritter auf das glänzendste zu behaupten. Vergebens führte Ruggiero dem verwilderten Bürschen erst in ruhiger Milde, später mit immer zunehmender, bis zum Zorne gesteigerter Heftigkeit zu Gemüte, wie wenig auf die Laune des Glücks zu rechnen, wie Spielgewinn nur der Lockvogel der Hölle und der Vorbote sicheren Verderbens sei; vergebens beschwor er ihn, seiner edlen Abkunft, seines guten Leumundes, seines redlichen Vaters zu gedenken, dessen Namen er noch im Grabe schände; er predigte tauben Ohren, ja im Taumel des Glücks, das ihn damals wie sein Schoßkind auf den Armen trug, wagte der lockere Geselle den greisen, wohlmeinenden Oheim mit Redensarten wie: Jugend habe keine Tugend! Junger Wein müsse gären! Glück sei wie Eisen und müsse geschmiedet werden, solange es warm wäre! abzufertigen, oder wohl gar hinzuwerfen: Es ertrinke nicht gleich jeder, der ins Wasser gehe, und wessen Hilfe man nicht begehre, der möge nur mit seinem Rate haushalten! Ließ aber Ruggiero ab und zu den Wunsch durchblicken, ihn verheiratet und in der Stille eines geregelten Hauswesens wie in einem sicheren Hafen geborgen zu sehen, so war vollends der Spöttereien kein Ende. Ob ihn des armen Gänschens nicht daure, frug er, das er jetzt in seine Krallen zu liefern gedächte? Warum er so eile? Noch in zwanzig Jahren würde sich irgend ein frommer Unschuldsengel mit den Resten seiner Jugend hochbeglückt fühlen! Es gehe ihm mit der Ehe wie mit dem Geflügel; für jetzt ziehe er wilde Zugvögel dem zahmen Federvieh vor; er schätze übrigens auch ehrbare Frauen, wie sie es verdienten, aber für seinen Bedarf genügten einstweilen die seiner Freunde! Ruggiero, durch solche Aeußerungen aufs tiefste verletzt und erbittert, war nach manchem heftigen Wortwechsel im wilden Ausbruch seines Zornes nahe daran gewesen, die Herstellungsarbeiten in dem Hause an der Veronabrücke einzustellen und von seinem ungeratenen Neffen für immer sich loszusagen, doch Ambrosias begütigende Fürsprache und die sichere Hoffnung, Anselmo, wenn nur sein Spielglück einmal umschlüge, nachgiebiger zu finden, hielt ihn bei seinem Vorsatze fest.

In der Tat rechtfertigte der Erfolg nur zu bald seine Erwartungen; die Würfel, die so lange und beharrlich für Anselmo gefallen waren, begünstigten plötzlich mit derselben Beharrlichkeit seine Gegner, und der verwegene Spieler, der dem Glück seine früheren freiwilligen Gaben nun mit Gewalt abtrotzen wollte, geriet bald aufs neue und um so tiefer in die alte Bedrängnis, je länger sein Stolz sich sträubte, vor dem früher verspotteten Oheim sich zu demütigen und seine Hilfeleistung in Anspruch zu nehmen. Zuletzt mußte der saure Schritt denn doch getan werden; gleichwohl verweigerte Anselmo auch dann noch, auf die Heiratspläne des Oheims einzugehen; er sei noch jung, sagte er, in den Sarg Ehebett verschlossen und in die Totengruft Häuslichkeit versenkt zu werden; niemand lasse sich gerne lebendig begraben, und wenn er schon jetzt die größte aller Tollheiten beginge, welche blieben ihm im reiferen Alter noch übrig! Ruggiero jedoch, der die mißliche Lage Anselmos diesmal besser zu benützen und dem Trotzkopf seine Abhängigkeit von der Großmut seines Oheims allmählich begreiflich zu machen beschlossen hatte, stellte sich erst an, als ob er mit den Angelegenheiten seines Neffen durchaus nichts mehr zu schaffen haben wollte, gab ihm dann bei dessen erneutem Andringen zu erwägen, wie oft er ihm bereits seine hilfreiche Hand geboten hätte, und von welchem Erfolge seine Bemühungen gewesen wären, beklagte sich dabei bitter über den Leichtsinn, mit dem er seine Ratschläge und Ermahnungen mißachtet hätte, versprach endlich widerstrebend und widerwillig, zu helfen, und tat es auch, aber erst auf wiederholte Mahnungen und auch dann noch kärglich und ungenügend, so daß die Bitten immer wieder erneuert und die Gewährung mit der Hinnahme neues Ratschläge und Zurechtweisungen erkauft werden mußte. Dieses Verfahren aber, statt wie Ruggiero gehofft hatte,

Indes verfolgt bei dem heutigen Zustande des Weltverkehrs kein Land, am allerwenigsten ein kapitalistisches, den Weg seiner inneren Entwicklung bloß durch seine inneren Triebkräfte getrieben. Fast ebenso wichtig für seine Klassenkämpfe werden die Einwirkungen von außen, vor allem die Rückwirkungen der Klassenkämpfe des Auslandes.

Die Junischlacht in Frankreich wurde entscheidend nicht bloß für den Gang der französischen Revolution, sondern auch für den der deutschen und für die Arbeiterbewegung in England. So wirken auch heute die Verhältnisse zwischen Proletariat und Bourgeoisie, die sich in Westeuropa bilden, zurück auf das Verhältnis dieser Klassen in Rußland, die gleichzeitig in einer politischen und ökonomischen Situation stehen, die der Zeit des Kommunistischen Manifestes entspricht, wie auch einer politischen und ökonomischen Situation, in der alle die ungeheuren Umwälzungen und Erfahrungen verkörpert sind, die durch zwei Menschenalter ununterbrochener ökonomischer Revolution seit dem Kommunistischen Manifest erzeugt wurden.

Das politische Verhältnis zwischen Bourgeoisie und Proletariat, zwischen Liberalismus und Sozialismus im russischen Reiche ist daher ein viel komplizierteres und schwierigeres, als in Westeuropa. Um es richtig aufzufassen, müssen die unter dem russischen Absolutismus wirkenden Sozialisten ebenso sehr die primitivsten Zustände ihres eigenen, wie die höchstentwickelten des Auslandes in Betracht ziehen. In Rußland hat die Bourgeoisie noch revolutionäre Aufgaben, aber sie hat bereits die reaktionäre Denkweise der Bourgeoisie des Westens.

Den besten, zuverlässigsten Führer dabei wird ihnen aber das Kommunistische Manifest bieten. Nicht als Evangelium, als Bibel, wie man es genannt hat, deren Worte heilig sind, sondern als historisches Dokument, das der Kritik bedarf, aber einer Kritik, die sich nicht darauf beschränkt, bei einzelnen Sätzen und Wendungen, die heute nicht mehr zutreffen, dies zu konstatieren, sondern einer Kritik, die es zu begreifen sucht, auch jene Sätze zu begreifen sucht, die heute veraltet sind, und dadurch neue Erkenntnis aus ihnen schöpft. Wer das Kommunistische Manifest in dieser Weise studiert, dem wird es der sicherste Kompaß in dem stürmischen Meere des proletarischen Klassenkampfes, ein Kompaß, dem die sozialistischen Parteien aller Länder es zu danken haben, wenn sie trotz aller widrigen Strömungen, trotz Nebel und Klippen immer in der richtigen Richtung vorwärts steuern, wie er seit sechzig Jahren auch die Richtung der ökonomischen Entwicklung anzeigt, die durch alle Thatsachen immer wieder von neuem bestätigt wird. Es gibt kein historisches Dokument, das die auf seine Abfassung folgenden Jahrzehnte glänzender bekräftigt hätte, als das Kommunistische Manifest.

Politische Uebersicht.

Zwei Kammernachwahlen.

Aus Paris wird uns geschrieben: Im 14. Pariser Bezirk spielte sich eine in mancher Hinsicht interessante Kammernachwahl ab. Der seit 1898 radikal vertretene Wahlkreis war gegen den Nationalismus noch immer nicht gefeit. Der überwiegende Teil des Kreises hatte noch vor zwei Monaten seinen nationalistischen Vertreter im Pariser Gemeinderate beibehalten. Zudem erschwerte die Personenfrage, die ja in solchen zweifelhaften bürgerlichen Wahlkreisen besonders wichtig ist, die Stellung der Radikalen.

Ihr Kandidat Steeg, Lehrer an einer privaten weltlichen Mittelschule und Mitglied des Exekutivkomitees der radikalen und linksradikalen Partei, war den Wählern, wie auch überhaupt, ganz unbekannt, und dieser unbekannte Name eines jungen Lehrers hatte einen — deutschen Klang! Die Familie Steeg ist nämlich elsässischen Ursprunges. Der Kandidat wurde zwar in Versailles geboren und schon sein Vater war französischer Deputierter. Tut nichts! Die Nationalisten bekämpften ihn als einen „Preußen“. Anderseits wurde der antiklerikale und freidenkerische Kandidat der katholischen Wählerschaft als protestantischer Klerikaler denunziert, denn sein Vater war protestantischer Pfarrer. Nebenbei, die Klerikal-Nationalisten hetzen immer und überall gegen die teuflische Dreieinigkeit: Juden-Freimaurer-Protestanten, darunter auch gegen die rassenreinsten französischen Protestanten, die übrigens in der Politik und der Verwaltung der dritten Republik eine hervorragende Stellung einnahmen.

Der Gegenkandidat, Dr. Doyen, ein durch amerikanische Reklamekünste bekannt gewordener Chirurg, ist ein Neuling in der Politik. Er hat es aber verstanden mit einem Schlage die Untiefen der nationalistischen Wahlmache zu erreichen. Seine Wahlkampagne war ein Muster materieller und moralischer Korruption. Dem nationalistischen Maskenspiel getreu, gab er sich für einen „unabhängigen republikanischen Sozialisten“ aus. Bis zur Hauptwahl verriet er sein wahres Gesicht hauptsächlich durch die persönliche Hatz gegen den „Preußen“ und „Protestanten“ Steeg. Auch legte er sich, wie üblich, ein paar fiktive Kandidaten zu, die in seinem Solde und mit seinem Geld den schmutzigsten Teil der Hatz zu besorgen hatten und durch die Zersplitterung der Stimmen eventuell eine Stichwahl herbeiführen helfen sollten. Sein großes Vermögen erlaubte ihm ferner, Unsummen für Mauerplakate zu verschwenden, die in den französischen Wahlkämpfen eine wichtige Rolle spielen. Die wenigen Plakate des unbemittelten und von Partei wegen nur kärglich unterstützten radikalen Kandidaten wurden augenblicklich und systematisch durch die Plakate Doyens überklebt. Endlich übte der abenteuerliche Chirurg auch den Wählerkauf in mehr oder minder versteckter Form . . .

Resultat der Hauptwahl: 3385 Stimmen für Steeg, 3380 Stimmen für Doyen, 688 Stimmen für den Guesdisten Courtois und etwa 200 Stimmen für die von Doyen gemieteten fiktiven Kandidaten. Dabei aber über 3000 Stimmenthaltungen. Also eine ungewisse Stichwahl.

Doyen mußte nun seine Maske lüften und schließlich sie ganz fallen lassen. Der „republikanische Sozialist“ entpuppte sich als offener Schützling der nationalistischen Komitees des Wahlkreises und des nationalistischen Gemeinderatsmitglieds des einen Stadtviertels des 14. Bezirks. Zugleich führte er nunmehr eine schon ganz durchsichtige klerikale Sprache. Er spekulierte nach der Gewohnheit der Reaktionäre aller Länder auf die Stimmen der Wähler, die im ersten Wahlgang der Urne ferngeblieben waren. In letzter Stunde führte er noch ein patriotisches Garde-Fähnlein ins Feld: wirkliche oder angebliche Elsässer beschworen die „Franzosen“ in einem flammenden Aufruf, das Vaterland vor der Invasion des „Preußen“ Steeg zu retten.

Ach! es half alles nichts! Steeg siegte, dank der guesdistischen Stimmen, in der Stichwahl mit 4223 gegen bloß 3520 Stimmen, die auf Doyen fielen. Unter den skizzierten Umständen bedeutet dieses Ergebnis ein weiteres recht sprechendes Zeichen des Zerfalls der nationalistischen Demagogie.

Dafür spricht gleichfalls die gestrige Ersatzwahl in Sceaux (Seine-Departement). Der bisherige nationalistische Abgeordnete Hémard dessen Wahl wegen Korruptionsmanöver kassiert worden war, kommt in die Stichwahl mit 7406 gegen 7377 Stimmen des ministeriellen Republikaners Deloncle, 1903 aber hatte er mit 6728 gegen 6541 Stimmen gesiegt.

Deutsches Reich.

Preßstimmen über Königsberg.

Die Kölnische Zeitung schreibt:

Durch das jetzt ergangene Urteil im Königsberger Prozeß hat die Staatsanwaltschaft eine Niederlage erlitten, wie sie empfindlicher kaum gedacht werden kann. Daß einige der Angeklagten wegen Geheimbündelei verurteilt worden sind, hat keine nennenswerte Bedeutung und steht in gar keinem Verhältnis zu dem politischen Schaden, den der Prozeß angerichtet hat. Erfreulich ist wenigstens, daß keine Verurteilung wegen Hochverrats erfolgt ist, denn das Urteil der politisch denkenden Oeffentlichkeit, das wichtiger ist als das Destillat juristischer Facherwägungen, war schon vor der Urteilsfällung erfolgt und lautete nicht zugunsten der Anklagebehörde. Bei einer Verurteilung wegen Hochverrats hätte sich die amtliche Rechtsprechung mit dem Gefühl der gebildeten Mehrheit unsres Volkes in Widerspruch gesetzt. . . . Es sind Fälle denkbar, in denen ein wichtiges politisches Interesse derartige Mitteilungen (Auslieferung von Polizeiakten an die Behörde eines auswärtigen Staates) rechtfertigen kann. Ob aber ein solches Interesse vorliegt, darüber zu entscheiden, sind weder die Polizei noch die Staatsanwaltschaft die zuständigen Stellen, da sie die hierfür in Betracht kommenden Fragen und ihre Tragweite gar nicht beurteilen können. Es geht auf keinen Fall an, daß ein Polizeipräsident oder Staatsanwalt aus eigner Initiative und unter eigner Verantwortung mit politischen Behörden des Auslandes verhandeln und uns solche Prozesse einrühren wie den Königsberger. Der Staatsanwalt hat in seinem Vortrage gesagt, es sei begreiflich, daß die preußische Regierung der befreundeten russischen Regierung von der Angelegenheit Kenntnis geben und anfragen mußte, ob sie vom Rechte des Strafantrags Gebrauch machen wolle. Es ist das unseres Erachtens durchaus nicht begreiflich. Die russische Regierung kümmert sich schon ganz von selbst ausreichend um Machenschaften der russischen Revolutionäre und der sonstigen Regierungsgegner. Wenn sie dabei auf Tatsachen stößt, die ihr die Stellung eines Strafantrages angebracht erscheinen lassen, so ist die Einbringung desselben ihre Sache, und man wird dann eventuell sachlich zu prüfen haben, ob dem gestellten Strafantrag Folge zu geben ist oder nicht. Wir glauben nicht, daß solche überflüssigen Dienste, wie sie in diesem Prozeß geleistet wurden, unserm Verhältnis zum Zarenreich zum Vorteile gereichen. Wenn aber weiter diejenigen Stellen, die für die Einleitung des Prozesses verantwortlich sind, sich jetzt die Frage vorlegen, ob sie dem russischen Reiche durch den Prozeß einen Dienst erwiesen haben, so werden sie dieselbe sicher nicht bejahen können. Es sind im Laufe dieser Verhandlungen Vorgänge besprochen worden, an deren Breittretung Rußland schlechterdings nichts liegen konnte. In diesem Prozesse war der russische Staat der Angeklagte geworden, ohne sich verteidigen zu können, für den russischen Staat jedenfalls eine peinliche Lage, in die ihn der Uebereifer unsrer Behörden hineingebracht hat.

Die Bilanz der Verhandlungen kann demnach dahin gezogen werden, daß man Rußland nicht nützte, sondern schadete, daß das Ansehen unsrer Justiz nicht gefördert und schließlich nur dadurch vor besonderer Schädigung bewahrt wurde, daß die Richter in den wesentlichen Punkten zu einem freisprechenden Erkenntnis kamen, und daß endlich die deutsche Sozialdemokratie allen Anlaß hat, den Veranstaltern des Prozesses, der für sie zu einer großen Reklame wurde, dankbar zu sein. Das gesamte Ausland hat diesen Prozeß mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Wäre, wie es den Wünschen der Anklagebehörde entsprochen haben würde, eine Verurteilung wegen Hochverrats erfolgt, so würde das sicherlich nur sehr dazu beigetragen haben, uns in den Augen des Auslandes herabzusetzen, und es würde damit ein Schaden angerichtet worden sein, der zwar nicht in Zahlen ausgedrückt werden kann, der aber zu den Imponderabilien gehört, die für das politische Ansehen eines Volkes von größter Bedeutung sind.

Die Berliner Neuesten Nachrichten drücken sich nicht minder scharf in folgender Weise aus:

Unter einer Reihe von peinlichen Prozessen der letzten Zeit — Kwilecki, Pommernbank, Meyers, Gelsenkirchen usw. — ist der Königsberger Hochverratsprozeß der schlimmste, und heute sagen sich sicherlich fast alle Stellen, die bei seiner Inszenierung mitgewirkt haben: man hätte besser getan, den Fall nicht vor die Gerichte zu bringen. Die weitaus vorherrschende öffentliche Meinung ist durch den Verlauf der Sache nur in der Ansicht bestärkt worden, daß es sich um einen politischen Prozeß handelt, daß übereifrig die Anklage gestellt wurde, um Rußland einen guten Dienst zu erweisen. Das Gegenteil ist eingetreten; es ist ihm ein sehr schlechter Dienst erwiesen. Der Sozialdemokratie, den wütendsten Feinden Rußlands, ward die Gelegenheit gegeben, noch mehr als bei den Debatten im Reichstage und Preußischen Landtage am 19. Januar und am 27. Februar d. J., öffentlich kulturwidrige, beschämende und entrüstende Zustände des Zarenreichs in den allerschwärzesten Farben der Welt auszumalen. Eine solche Beleuchtung erfolgte nicht nur von den Verteidigern, dem sozialdemokratischen Abgeordneten Haase, Liebknecht und Genossen, sondern auch von bürgerlichen Sachverständigen.

Während die preußischen Behörden seit drei Vierteljahren alle Mühe und allen Eifer an den Prozeß verwendeten, der fast pro nihilo elf lange Verhandlungstage vor Gericht, unendliche Arbeit und ungeheures Material in Anspruch nahm, haben die russischen Behörden sich um die Sache gar nicht gekümmert, nicht einmal Anfragen ordentlich beantwortet! Also Dank ernten wir von Rußland sicher nicht. Schon aus Anlaß des Pommernbankprozesses ist darüber öffentlich geklagt worden, daß das Gericht nicht unbeugsam und ohne jedes Ansehen der Person rücksichtslos den Weg des Rechts ging; es hielt die Vernehmung des Freiherrn v. Mirbach und die Aufklärung des rätselhaften, schlimmen Verdacht erweckenden Verschwindens der quittierten 325 000 Mark aus unausgesprochenen, aber bedenklich erscheinenden Gründen nicht für erforderlich. Justizminister Schönstedt hat schon vor Jahren im Parlament selbst zugegeben, daß die deutsche Rechtsprechung im Volke nicht das Vertrauen genießt, welches sie besitzen müßte. Der Königsberger Prozeß kann leider in dieser Beziehung weiter deprimierend wirken.

Die Nationalzeitung dagegen kann ihren Aerger über den Triumph der Sozialdemokratie nicht verbergen, sie schreibt:

Wenn endlich die Sozialdemokratie sich jetzt in lautesten Tönen brüstet, daß sie in Königsberg den Zarismus auf die Anklagebank gebracht habe, so ist zu bemerken, daß die Reformbedürftigkeit der innerrussischen Verhältnisse in der ganzen Kulturwelt auch ohne Zutun der Sozialdemokratie bekannt und anerkannt ist. Aber weder haben wir uns in diese innerrussischen Verhältnisse irgendwie einzumischen — wie wir uns jede fremde Einmischung in innerdeutsche Verhältnisse energisch verbitten würden —, noch ist gerade die Sozialdemokratie in dieser Hinsicht zur Kritik berufen.

Die Deutsche Tageszeitung treibt die Sophistik auf den Höhepunkt; nach Oertel saß in Königsberg nicht der Zarismus auf der moralischen Anklagebank, sondern — die organisierte Sozialdemokratie. Das agrarische Zentralorgan schreibt wörtlich:

Die Bedeutung des Prozesses liegt auf einem ganz andern Gebiete. Das hervorzuheben halten wir für eine Pflicht der nationalen Presse gegenüber der Ausschlachtung durch die Sozialdemokratie. Es ist nachgewiesen worden, daß organisierte Sozialdemokraten nicht nur sozialdemokratische, sondern auch revolutionäre und terroristische Schriften nach Rußland verbreitet haben, zu dem selbstverständlichen und zugestandenen Zwecke, den Zarismus in Rußland zu stürzen oder doch seinen Sturz zweckmäßig vorzubereiten. Sozialdemokratischerseits hat man ja Versuche gemacht, zu behaupten und nachzuweisen, daß die revolutionären und terroristischen Schriften in die Pakete durch Spitzel eingeschmuggelt worden seien. Diese Versuche sind aber kläglich mißlungen; es ist nicht der Schimmer eines Scheinbeweises erbracht worden. Es ist ferner erwiesen, daß auch die sozialdemokratischen Schriften, die nach Rußland verbreitet wurden und werden sollten, revolutionäre Gedanken in einer sehr scharfen und zur Gewalt anreizenden Sprache entwickelt haben. Wir brauchen einzelne Beispiele nicht anzuführen, da wir die Prozeßverhandlungen ausführlich mitgeteilt haben. Der Prozeß hat also bekundet und bewiesen, daß die deutsche organisierte Sozialdemokratie mit daran arbeitet, in Rußland den Zarismus durch die Revolution, da es anders nicht möglich erscheint, zu stürzen. Mögen die im Prozesse Angeklagten und zum Teil Verurteilten auch nur Handlanger gewesen sein, sie haben sich doch, wenn man die Dinge unbefangen beurteilt, schuldig gemacht und Strafe verwirkt. Aber nicht sie saßen eigentlich in Königsberg auf der Anklagebank, sondern die organisierte Sozialdemokratie. Das macht auch die Nervosität der sozialdemokratischen Presse verständlich, mit der sie sich bemühte und immer noch bemüht, die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Wesen und der eigentlichen Bedeutung des Prozesses abzulenken. Nicht die juristischen Formfragen waren und sind die Hauptsache, sondern die Symptome der Revolution, die in Königsberg enthüllt worden sind.

Eine derartige Verdrehungsanstrengung muß natürlich kommentarlos genossen werden.

Die Hamburger Nachrichten sind nur deshalb mit der Königsberger Justiz nicht zufrieden, weil sie nicht kräftig genug in das sozialdemokratische „Wespennest“ hineingegriffen habe. Das Scharfmacherblatt schreibt:

Wir bedauern den zum Teil negativen Ausgang des Prozesses, weil er der Sozialdemokratie Anlaß zu den ungeheuerlichsten Ueberschreitungen und Verhetzungen geben wird. Und das hätte vermieden werden können, wenn man an den maßgebenden Stellen die Erkundigungen, die von dem Gerichtshof während der Verhandlungen eingezogen wurden, vor Erhebung der Anklage vorgenommen hätte. Vermutlich hätte die Anklage dann nur auf Geheimbündelei gelautet und der Sozialdemokratie wäre die Gelegenheit entgangen, sich mit einem scheinbaren Erfolge brüsten zu können. Daß sie dies jetzt überhaupt tun kann, ist, wir müssen es wiederholen, im höchsten Grade bedauerlich. Wenn man in das sozialdemokratische Wespennest greift, so muß es kräftig und mit der Gewißheit des Erfolges geschehen. Hat man diese nicht, so sollte man lieber die Hand davon lassen.

Dagegen ist die Feststellung des Königsberger Gerichtshofes erfreulich, daß es sich bei dem ganzen Schriftenschmuggel um eine wohlorganisierte, nach außen geheim gehaltene Verbindung zur revolutionären Propaganda handelte. Das ist um so wertvoller, als es äußerst schwierig ist, der alle Maschen des Gesetzes kennenden und ausnützenden Sozialdemokratie bei ihren Schleichwegen auf die Spur zu kommen.

Die Post geht noch weiter und fordert einfach ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten, damit man die schlimmen Verschwörer auch ohne Strafgesetzbuch und Gericht mundtot oder gleich ganz tot machen kann. Stumms ehemaliges Leiborgan schreibt:

Vom nationalen Standpunkte aus ist es mit Genugtuung zu begrüßen, daß einem geheimbündlerischen Treiben der Umsturzpartei, das eifrig einer flotten Verbreitung revolutionärer und auch anarchistischer Schriften diente, ein Ende gemacht ist. Für die Bekämpfung der Sozialdemokratie ist damit allerdings wenig oder nichts geschehen. Mit dem Strafgesetzbuche und dem Gerichte ist gegen die Partei des Umsturzes wenig auszurichten, nur kann ihr damit gelegentlich, wenn sie im frechen Uebermute einmal gar zu sehr Recht und Gesetz mit Füßen tritt, zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie noch nicht schrankenlos ihre diktatorischen Gelüste entfalten kann. Der entscheidende Kampf kann nur und muß auf politischem Felde geschlagen werden und da gilt es, nicht zu ruhen und zu rasten, bis diese unser Volk politisch und moralisch vergiftende Bewegung endgültig überwunden ist.

---

den Starrsinn Anselmos zu beugen, hatte nur die Wirkung, den ohnehin durch die Schwierigkeit seiner Lage gereizten und an und für sich sehr hochfahrenden jungen Mann vollends zu erbittern und zu noch frecherer Unverschämtheit aufzustacheln.

Was er bisher von dem Wohlwollen des Oheims erfleht hatte, begann er nunmehr als eine Forderung der Billigkeit, ja des Rechtes in Anspruch zu nehmen. Was er verlange, wäre nichts als ein Vorschuß von seinem künftigen Erbe; denn er, das werde sein Oheim nicht leugnen, sei nach seinem Tode sein Nachfolger im Besitze der Familiengüter! Ob er ihm diese Abschlagszahlung verweigern, ob er ihm auf die Gefahr hin, Schimpf und Schande auf das Wappenschild der Malgrati zu häufen, vorenthalten wolle, was er doch nicht mit sich ins Grab nehmen könne? Ob er auch noch dieses Unrecht auf sich laden wolle? Ob er nicht einsehe, daß er ihn ohnehin, durch das Vermögen, das er im voraus für seine Witwe ansammle, empfindlich genug beeinträchtige, und ob er nicht gut zu machen gedenke, daß er ihn eigentlich ganz und gar um Erbe, um Zukunft und Leben betrogen und bestohlen haben würde, wenn nicht der Himmel, weiser und gerechter als ein altersschwacher verliebter Graubart, ihn seinerseits um die Hoffnung des Kindersegens aus seiner törichten Ehe betrogen, und auf diese Weise ihm, dem Neffen, erhalten hätte, was von Gottes und Rechts wegen sein wäre!

(Fortsetzung folgt.)